



29. Juli 1932

CARL MIERENDORFF · SOMMER DER ENTSCHEIDUNGEN

PREUSZENS Umgestaltung auf dem Weg der Notverordnung: die Amtsenthebung des Ministerpräsidenten Otto Braun und des Innenministers Carl Severing, die unmittelbar darauf vorgenommene Kaffierung der ganzen preußischen Staatsregierung durch den vom Reichspräsidenten zum Reichskommissar in Preußen ernannten Reichskanzler Franz von Papen und die im gleichen Zug bewirkte Entfernung von nicht weniger als 24 zuverlässig republikanischen, zum großen Teil sozialdemokratischen Beamten aus führenden Stellen der Verwaltung: alles dies bedeutet den schwersten Schlag, der dem Gedanken der in Weimar beschlossenen republikanischen Verfassung Deutschlands bis jetzt verletzt worden ist. Die alte Ordnung des Bismarckischen Reichs: Personalunion zwischen preußischem Ministerpräsidenten und Reichskanzler, ist wieder hergestellt. Eine Kernforderung deutschnationaler Verfassungsreformbestrebungen ist erfüllt. Diese Maßnahme wurde von einem Kabinett vollzogen, in dem altpreußischer Adel dominiert, und erscheint deshalb nur natürlich. Viel erstaunlicher ist das Verhalten der bayrischen Regierung. Sie hat den historischen Staatsakt unter Protest zur Kenntnis genommen. Über den praktischen Wert der auch von ihr beim Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich eingelegten Rechtsverwahrung wird man sich in München wohl kaum einer Täuschung hingeeben haben, und man war dort schwerlich überrascht, als der Staatsgerichtshof am 25. Juli die Anträge auf Erlaß einer Einseitigen Verfügung gegen das Reich zurückwies. Man hätte annehmen müssen, daß sich das Zentrum (zumal nach dem starken Wort des bayrischen Ministerpräsidenten Heinrich Held, er werde, wenn ein Reichskommissar nach München käme, ihn »verhaften« lassen) über die Tatsachen und Zusammenhänge im klaren und zu entsprechendem Einsatz seiner Kräfte entschlossen war. Am 1. Juli wurde an dieser Stelle darüber das Erforderliche gesagt¹. Steckt hinter der jetzigen Haltung der bayrischen Regierung, in deren Hände die Führung der Verteidigung des politischen Katholizismus übergegangen ist, ein Plan oder ein Verfaßten? Auch für Bayern war das Signal gegeben: *Tua res agitur, Bavaria*. Die Historiker werden aus den Akten dieser Tage zusammenfuchen

¹) Siehe Mierendorff Die Rettung Deutschlands, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 575.

müssen, welche Beweggründe die Regierung Bayerns veranlaßten sich so zu verhalten, obgleich sie damit rechnen mußte, daß durch die Duldung der Aktion gegen das Land Preußen die Position des deutschen Katholizismus bei der Verteidigung seiner Rechte und Interessen verschlechtert wurde. Daß eine Verteidigung Preußens gegen die Reichsexekution allein, nur auf den Einsatz der republikanischen Organisation gestützt, ohne tatkräftige Sekundierung durch die süddeutschen Länderregierungen (mit Belagerungszustand, Uniform- und Sturmabteilungsverbot und so weiter) nur zu unnützem Blutvergießen und einer weitem Verbesserung der gegnerischen Chancen führen würde; dies war wohl die Überlegung, die den letzten preußischen Innenminister Carl Severing veranlaßt haben mag seinem bedeutungsschweren Wort, er weiche nur der Gewalt, lediglich den Sinn eines möglichst weithin vernehmbaren scharfen Protests zu geben. Die republikanische Macht in Preußen ist faktisch bereits am 24. April verloren gegangen. Auch, und grade verfassungsmäßig, war seitdem der Herrschaftswechsel nur eine Frage der Zeit. Auf diesen und ähnlichen Gedankengängen fußt sicherlich der Beschluß der sozialdemokratischen Führung unbeschadet der Vorgänge in Preußen alle Kräfte der Partei auf den 31. Juli zu konzentrieren, den ruhigen Ablauf des Wahlkampfes und die Durchführung der Wahl unter allen Umständen sicherzustellen. Diese dürfte in der Tat von Statten gehen. Allein, was wird dann?

Alle bisher angestellten Wahrscheinlichkeitsrechnungen ergaben, daß die Nationale Opposition die absolute Mehrheit im neuen Reichstag nicht haben wird. Bis zum 20. Juli waren die Nationalsozialisten fühlbar und sichtbar in den Hintergrund gedrängt. Die neue Propagandaoffensive hatte trotz unzulänglicher Durchführung die Position der Sozialdemokratie schlagartig verbessert. Die Eiserne Front war im Angriff, ihre Stellungen waren selbst auf dem flachen Land zum Teil ausgezeichnet. Ein großer moralischer, vielleicht sogar ein beträchtlicher Mandatserfolg schien ihr bereits 14 Tage vor der Wahl sicher. Zahllose Arbeiterstimmen, die unter dem Druck der Not, des Hungers, der Arbeitslosigkeit der Kommunistischen Partei oder der Resignation verfallen zu sein schienen, waren sichtbarlich von diesem neuen Kampfwillen ergriffen und bereit sich in diese Einheitsfront aller Werktätigen in Stadt und Land mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel einzureihen. Weite bürgerliche Kreise waren, überrascht von so viel Lebendigkeit, Macht- und Kampfwillen, die sie in der "alten" Sozialdemokratie gar nicht mehr vermutet hatten, stutzig geworden. Die nationalsozialistischen Flugblätter, Plakate, Zeitungen zeigten mehr und mehr eine defensive Haltung. Man kann befürchten, daß der 20. Juli diesen guten Stand der Sache der Freiheit nachteilig beeinflusst, daß die psychische Balance sich aus inneren und äußeren Gründen wieder verschoben hat. Aber auch der Abwehrwille verstärkt sich. Die Resultate dieser Kräfte kann man im voraus nicht bestimmen. Eins freilich wird man ins Auge fassen müssen: daß auch der stärkste Gewinn der Sozialdemokratie wegen des Verlagens der Kommunistischen Partei, ähnlich wie in Hessen bei der Landtagswahl im Juni, nicht zum vollen Ausdruck kommt. Über die Rolle der Kommunistischen Partei in dem großen Drama, dessen letzter Akt jetzt über die politische Szene geht, wird nach dem Fallen des Vorhangs ein besonderes Wort zu reden sein. Ihre Führung sieht jetzt selbst mit Schrecken, wenn ihr auch der Mut zum offenen Eingeständnis fehlt, daß ihre Saat, die jetzt aufgegangen ist, nicht *ihre* Scheuern füllt. Die Führer

und Agitatoren der Kommunistischen Partei haben durch ihre Attacken gegen die preußische Polizei, solange sie noch unter sozialdemokratischem Kommando stand, alles getan, daß die Gegner den ebenso billigen wie unberechtigten Vorwand für ihr Verlangen nach Entmündigung der Preußenlinksregierung benutzen konnten: sie vermöge nicht Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Konnten sie wirklich nicht auch damals schon so brav sein wie *nach* der Einsetzung des Reichskommissars, dem sie durch ihre (an sich gewiß durchaus erfreuliche) Zurückhaltung nachträglich die denkbar stärkste Rechtfertigung der ganzen Aktion gegen Preußen geliefert haben?

MAN spricht dieser Reichstagswahl allgemein die große historische Bedeutung des Entscheidungskampfs um die deutsche Demokratie zu. Die totale Arbeitsunfähigkeit des Parlaments gäbe den äußern Anstoß, und da geschäftsführende Regierungen von der Reichsverfassung nicht vorgesehen sind, scheint die Entscheidung unaufschiebbar. Denkt man sich im Lager der Rechten die Entwicklung etwa auf der Linie, die am 20. Juli Unter den Linden eingeschlagen wurde? Da wäre das nächste der Schlag gegen den Artikel 54 der Reichsverfassung: die Ministerverantwortlichkeit gegenüber der Volksvertretung. Steht nicht die Beseitigung dieser Bestimmung als des Kernstücks des parlamentarischen Systems ebenfalls im Mittelpunkt der Hugenbergischen Verfassungsreformpläne? Das wäre der Griff an die Kehle der parlamentarischen Demokratie.

Die auf eine solche Aktion hinsteuern, wissen natürlich, daß sie ohne das Zentrum nicht gewagt werden kann. Nun scheint das, was die Regierung jetzt unternimmt, in der Tat darauf abgestellt das Zentrum von der Sozialdemokratie zu trennen. Bei der "Säuberung" des Beamtenapparats war das deutlich erkennbar. Die Reise des Reichskanzlers nach Stuttgart zur Konferenz mit den Ministerpräsidenten der süddeutschen Länder diene dem gleichen Zweck. Hier handelte es sich um die Begegnung mit den wirklichen Machtexponenten des politischen Katholizismus. Es ist dem Reichskanzler anscheinend nicht schwer gefallen den Kompromiß zu erzielen, den man im Kabinett als Rückendeckung braucht. Hatte doch am Vorabend dieser Konferenz der Führer der Bayrischen Volkspartei, der Staatsrat Fritz Schäffer, in einem Artikel deutlich zum Ausdruck gebracht, daß man in den regierenden Kreisen Bayerns das Vorgehen gegen Preußen lediglich vom Gesichtspunkt der Frage der Reichsreform aus betrachtet, die damit wieder die größte Aktualität gewonnen habe. »Bayern«, schrieb er, »soll und will kein Hindernis sein für die Beseitigung von Fehlkonstruktionen der Weimarer Verfassung, die ein gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen der Reichsgewalt und Preußen erschweren. Aber Bayern kann seine Hand nicht zu Lösungen bieten, die Bayern und den ganzen deutschen Süden und alles, was wir als Gegenstück zu Preußen das "andere Deutschland" nennen wollen, töten würde. Denn das wäre gleichzeitig auch der Tod für Deutschland.« Unerläßliche Bedingung für eine Änderung der Reichsstruktur sei jedoch, das betont Schäffer stark, der »Weg des Rechts«. Niemand weiß, was in Stuttgart außerhalb der offiziellen Begegnung gesprochen worden ist. Es besteht aber kein Grund zur Annahme, daß eine Verständigung über das Wesentliche dort schwer gewesen sein sollte. Hat je das Zentrum, im besondern sein bayrischer Flügel, sich vorbehaltlos zur Weimarer Republik bekannt? Hat nicht vielmehr sogar Heinrich Brüning sich immer wieder demonstrativ zum Ziel der

„autoritären Demokratie“, also zur Präsidialverfassung, bekannt? Würde sich das Zentrum unter diesen Umständen einer Neuordnung im Geiste einer Restauration des Obrigkeitsstaats ernsthaft widersetzen? So kann, wenn Äußerungen wie die Schäffers einen Sinn haben, in Stuttgart die Frage einer neuen Länderordnung in Anlehnung an die alte Bundesratsverfassung unter der Ausstattung Bayerns mit verstärkten Reservaten sehr wohl besprochen worden sein. Eines scheint zweifelhaft: nämlich wie sich das Zentrum den »Weg des Rechts« bei der Änderung der Reichsstruktur denkt, und wie weit es dabei die Interessen der katholischen Welt zu wahren vermag.

In den Machtkämpfen, die jetzt angefangen haben, wird die Entscheidung fallen. Die Zusammenfassung des neuen Reichstags auf Grund der Wahl am 31. Juli wird hierbei von größter Wichtigkeit sein. Von bestimmten Seiten wird Stimmung dafür gemacht unter Umständen mit polizeilichen Mitteln die Zusammenfassung des Parlaments zu korrigieren. Schon seit Mitte Juli ist die bürgerliche Provinzpresse voll von Nachrichten, daß ein Verbot der Kommunistischen Partei mindestens nach den Wahlen und eine Internierung ihrer Führer in einem Konzentrationslager beabsichtigt seien. Diese Nachrichten sind natürlich Versuchsballons. Mehr denn je wird deshalb das Schicksal der deutschen Demokratie von der Mandatsstärke der Sozialdemokratie abhängen. Es wird gut sein, wenn diejenigen, die die Stimmen zählen, nicht vergessen, daß alle Stimmzettel mit der Nummer 1 von Händen in die Wahlurne geworfen wurden, die vor Empörung über das, was Otto Braun und Carl Severing in Preußen geschah, zu Fäulsten geballt sind.



IESEN mit solcher Plötzlichkeit in unsern Gesichtskreis gerückten Problemen gegenüber entschwindet dem deutschen Wähler in diesen Tagen fast ganz der Ausgang der Laufanner Konferenz. So scharf die Kritik an den innenpolitischen Maßnahmen der Regierung von Papen sein muß, so wenig darf uns doch diese Gegnerschaft hindern objektiv festzustellen, daß hier in Lausanne ein wichtiges Ergebnis erzielt wurde. Die deutsche Presse will jedoch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht zugeben, daß hier ein maximaler Fortschritt gemacht wurde. Warum? Weil der Reichskanzler Franz von Papen heißt? Heinrich Brüning hätte schon vor Jahresfrist das selbe erzielen können, wenn er die richtige Politik gemacht hätte. Und es wäre Deutschland, der deutschen Wirtschaft, dem deutschen Volk und dem deutschen Staat vieles von dem erspart geblieben, was wir bis jetzt erlebt haben und noch erleben werden. Alter schlechter Tradition entsprechend klammert man sich in Deutschland an die Zahlen, statt den politischen Sinn und Wert zu erfassen, den auch das Laufanner Vertragswerk in sich schließt. Ob die in Lausanne ausgehandelte Endsumme viel oder wenig ist, hängt völlig von der wirtschaftlichen Entwicklung ab. Nach 3jährigem Moratorium wird die zu zahlende Endsumme von 2,6 Milliarden über 12 Jahre gezahlt, und ihre Einkassierung nur dann ermöglicht, wenn der Prosperitätsgrad der Wirtschaft es ohne Gefahr erlaubt. Man erinnere sich an das Wort eines französischen Wirtschaftspublizisten, das im Verlauf der Debatte über Lausanne gefallen ist: Im Haag hat man das Unmögliche an Zahlungen für möglich gehalten, jetzt macht man den Fehler das Mögliche für unmöglich zu halten. In Lausanne fanden die Reparationen ihr Ende. Eine Entwicklung, die man noch zur Zeit der Ratifizierung des Youngplans für unmöglich gehalten hätte.

Es ist die Schuld der Parteien, die auf die Überwindung des Versailler Vertrags durch Verständigung hingearbeitet haben, wenn das, was erreicht wurde, nicht ihnen sondern dem innenpolitischen Gegner zugute kommt. Aus Mangel an Weitblick und Selbstvertrauen verloren sie die Nerven: und dies wirklich »100 Meter vor dem Ziel«. Denn wie zwangsläufig das Ergebnis ist, wenn nur schließlich das Richtige geschieht, zeigt die nähere Betrachtung der von der deutschen Delegation in Lausanne verfolgten Taktik. Am 24. Juni machte die Delegation den ersten richtigen Vorstoß. Es kommt zum sogenannten Deutsch-Französischen Tag in Lausanne. Am 26. Juni brechen über den Reichskanzler von Papen in Berlin Stürme des Protests herein. Er kehrt nach Lausanne zurück und legt die Forderung nach Erfüllung der sogenannten politischen Ehrenpunkte auf den Tisch; Zurückweisung der Diskrimination Deutschlands durch den Versailler Vertrag, Widerrufung des angeblichen Kriegsschuldbekenntnisses im Artikel 231, Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit bilden die Kernpunkte. Nächste Phase: Die Delegation erklärt, Deutschland sei zahlungsunfähig, es sei denn, man gebe ihm diese moralische Rehabilitierung. Endphase: Deutschland verzichtet auf die politischen Klauseln, und die Verständigung ist das Werk weniger Stunden. Eine solche Zickzacktaktik ist nicht geeignet den Eindruck zu machen, daß große politische Fähigkeiten am Werk waren. So mangelhaft und politisch unzulänglich die Durchführung des Gedankens also war: mit der einmal eingeschlagenen Linie war die deutsche Delegation auf dem richtigen Weg; sie brauchte bloß zu marschieren, dann mußte sie ans Ziel kommen.

Bedauerlich bleibt nur, daß der Politiker von Papen nach seinem Aufenthalt in Berlin am 26. Juni politische Forderungen vertrat, die ihn in die Sackgasse bringen mußten, aus der ihn nur ein mit Tollkühnheit beschlossener Rückzug zu retten vermochte. Ein weiterer schwerer Fehler war der heftige Widerstand, den Deutschland gegen die Anerkennung der sogenannten Amerikaklausel an den Tag legte. Die Folge ist, daß man jetzt in der deutschen Öffentlichkeit verlacht mit Hinweis auf das Gentlemen-agreement das Lausanner Ergebnis zu disqualifizieren. Dabei mußte jedermann wissen, daß die *conditio sine qua non* für die Endlösung die Streichung der interalliierten Schulden durch die Vereinigten Staaten von Amerika ist. Alfred Hugenberg hatte nun seit Jahren den Lesern seiner Presse ein Ergebnis suggeriert, das so aussieht: Deutschland wird von jeder Reparationszahlung befreit, aber Frankreich muß seine Schulden an Amerika bezahlen. Auf diese Weise sollte der "Erbfeind" doch noch getroffen werden. Wie grotesk auch die Verkennung jeder Realität war, die aus solcher Propaganda sprach, so hatte diese doch die Wirkung, daß Millionen Deutscher ihr allmählich erlagen, und daß die Trennung der deutschen Zahlungsverpflichtung von den interalliierten Schulden ein deutsches Dogma wurde. So sehr, daß die deutsche Delegation in Lausanne es anerkennen zu müssen glaubte. Und da die französische Delegation das weitestgehende Verständnis für die inneren Schwierigkeiten des deutschen Verhandlungspartners hatte, wurde jener Zusammenhang im offiziellen Vertragstext nicht erwähnt und nur durch ein besonderes Vertrauensabkommen der ehemals alliierten Staaten bekräftigt. Diese außenpolitische Selbstverständlichkeit wird nun in Deutschland innenpolitisch gegen die Regierung von Papen ausgenutzt (woran diese, wie aus dem oben Gesagten erhellt, selber schuld ist), und es wird dadurch dem deutschen Volk die Tatsache verdunkelt, daß Lausanne ein erheblicher Erfolg für Deutschland war.

Wer die Verhandlungen in der Nähe verfolgt hat, muß zugeben, daß Heinrich Brüning als Delegationsführer dieses Ergebnis niemals erreicht hätte, vielmehr wäre, das bestätigen zahlreiche Beobachter, die an Ort und Stelle waren, die Konferenz aller Wahrscheinlichkeit nach schon nach 8 Tagen gesprengt worden, trotz dem so deutlich spürbaren Willen der Gegenseite sie nicht ergebnislos verlaufen zu lassen. Denn niemand wird doch glauben, daß Brüning mit einem solchen und ähnlichen Ergebnis nach Hause hätte zurückkommen können, ohne daß ihn der Sturm der Entrüstung hinweggefegt hätte. Ganz zu schweigen davon, ob es Edouard Herriot möglich gewesen wäre bei der betont antifranzösischen Haltung, in die sich Heinrich Brüning hineingesteigert hatte, so weites Entgegenkommen zu zeigen. Denn daß es zu diesem Abschluß kam, trotz allen Pannen und Zwischenfällen, ist der Führung des französischen Ministerpräsidenten zu danken. Er hat als Politiker einen erlaunlichen Mut aufgebracht, wobei ihm die chevalereske Art des Reichskanzlers in seinem Verhalten gegenüber der internationalen, insbesondere der französischen Presse zweifellos sehr entgegenkam. Aber es ist verständlich, daß er trotzdem nach der Rückversicherung der neuen englisch-französischen Entente griff, die dann in Deutschland so viel Unbehagen erregte. Daß sie nötig wurde, ist dem "Hitlerismus" zu verdanken: der nationalsozialistischen Bewegung und Alfred Hugenberg, der sie großgezogen hat.

Der Vertrag von Lausanne ist das erste und einzige Positive, das Deutschland jetzt bekommen hat. Es müssen nun alle Kräfte der Arbeiterklasse in diesem Sommer der Entscheidungen darauf konzentriert sein: zu bewirken, daß der deutsche Neubau, der auf dem Fundament dieses Vertrags errichtet werden kann, nicht nach dem Muster des alten Obrigkeitsstaats, der im November 1918 hilflos zusammenbrach, sondern nach neuen Forderungen sozialistischer Demokratie gestaltet wird.

MAX COHEN · DER WEG IST FREI



NUR auf dem Europaweg kommen wir zur Sicherung der deutschen Zukunft, von der vor allem auch das Geschick der deutschen Arbeiterklasse abhängt. Es wird sich zeigen, ob Lausanne 1932 der Anfangspunkt dieses Weges wird.« So wurde hier am 1. Juli gesagt¹. Jetzt, nach der Beendigung der Lausanner Tagung, kann man feststellen, daß dieser Weg, wenn auch noch nicht beschritten, so doch jedenfalls freigemacht ist. Das Kabinett von Papen hat im Innern einen verhängnisvollen Kurs eingeschlagen, der die deutsche Arbeiterklasse zu einer entschlossenen Gegenwehr aufruft. Zu diesem Kurs wird es grade von denjenigen Kräften gedrängt, die das Positive, dessen, was es bisher geleistet hat, wieder zunichte machen wollen: nämlich die Verständigung über die Reparationsfrage, die in Lausanne erreicht worden ist. Schon aus diesem Grund sollte unsere Partei, die nun in schärfster Opposition zu dieser Regierung stehen muß und am 31. Juli die Antwort auf die innenpolitischen Maßnahmen erteilen will, sich davor hüten den außenpolitischen Erfolg Deutschlands in Lausanne zu verkleinern oder gar von einer Fortdauer der "Tributzahlungen" zu sprechen. Die Wahrheit muß man unter allen Umständen anerkennen.

Diese Wahrheit ist, wie sie auch die konservative Wochenschrift *Der Ring* am 15. Juli richtig formulierte, »daß der Vertrag [von Lausanne] unter den ein-

1) Siehe Cohen Auf dem Europaweg?, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 571.

mal gegebenen Verhältnissen das darstellt, was erreicht werden konnte«. In der Tat, wer auch nur ein wenig die politischen Realitäten kannte, mußte wissen, daß eine glatte Streichung der Reparationen ohne Gegenleistung gar nicht möglich war. Das blamable Mißverständnis, das noch in den letzten Tagen von Lausanne in der deutschen Presse durch die Formel Dino Grandis »Schwamm drüber!« angerichtet wurde, und dem dann am nächsten Tag die kleinlautere Berichtigung folgte, Grandi habe natürlich die Schulden Italiens gemeint, hätte man sich ersparen können. Wie konnte man auch denken, daß die Reparationen, das heißt die Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung, beseitigt werden könnten, ohne daß diese Verwüstung auf andere, produktivere Art ausgeglichen würde? Wer da glaubt, daß es Politik sei in alle Welt hinauszufahren, man werde unter keinen Umständen mehr etwas zahlen, verkennt den Unterschied zwischen innenpolitischer Agitation und wirklicher Politik. Heinrich Brüning, der »100 Meter vor dem Ziel« völliger Reparationsstreichung zu stehen glaubte, weil ihm 2 Mächte, nämlich England und Italien, diese in Aussicht gestellt hätten, und der jetzt wegen dieses ihm angeblich entgangenen Erfolgs von der deutschen Linken so überschwänglich gefeiert wird, hätte mit einem starren Nein in Wahrheit erst recht nichts ausgerichtet; wäre er, weniger verständigungsbereit als sein Nachfolger, dabei geblieben, daß gar nichts mehr gezahlt werden sollte, so wäre eben das schwerste Hemmnis für den Wiederbeginn des europäischen Aufbaus: nämlich die mit der Fortdauer des Reparationskampfes verbundene allgemeine Unsicherheit, geblieben. Dieses ist nun durch den Vertrag von Lausanne aus dem Weg geräumt, all die vielen von dem Reparationskomplex ausstrahlenden Verwicklungsmöglichkeiten sind verschwunden. Mehr freilich ist auch nicht geschehen. Denn nun heißt es die jetzt freie Bahn wirklich betreten.

Gewiß, der Vertrag von Lausanne ist vorläufig noch nicht rechtskräftig. Seine wichtigste Voraussetzung: die Streichung der interalliierten Schulden durch die Vereinigten Staaten von Amerika, ist bis jetzt noch nicht erfüllt. Und es versteht und versteht sich von selbst, daß die Gläubigermächte nicht nun selber die Last der Schulden tragen werden. Deutschland hatte deren Zahlung im Youngplan übernommen. Dazu war es infolge der falschen deutschen Außenpolitik der Nachkriegszeit gekommen. Das Grundübel lag in der falschen Front, die Deutschland gleich vom Tag des Waffenstillstands ab genommen hatte: die gegen Frankreich, das doch unter dem Krieg geblutet hatte und der eigentliche Leidensgefährte Deutschlands war, anstatt gegen die angelfächlichen Weltmächte, gegen England und erst recht gegen Amerika, das den wirklichen Gewinn aus dem Weltkrieg davongetragen hatte, ohne Opfer zu bringen. Dieser Grundfehler hat es nun im Lauf der Nachkriegsjahre bewirkt, daß neben den Leistungen für die wirkliche Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung, die allein als Reparation gelten können, auch noch Kriegsentfädigung, nämlich an die Vereinigten Staaten von Amerika, für einen Teil des gelieferten Kriegsmaterials, verlangt wurde. Nie wäre es dazu gekommen, wenn Deutschland von Anfang an seine Bereitwilligkeit zum Wiederaufbau der verheerten Teile Frankreichs und Belgiens durch die Tat bekundet hätte. Da aber Deutschland sich nicht mit Frankreich direkt verständigte, mußte Frankreich sich selber helfen. Die amerikanischen Forderungen an Frankreich sind zweierlei Art. Die Vereinigten Staaten haben Gelder zum Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Frankreichs vorgestreckt; sie haben ferner die Notlage der französischen Inflationszeit dazu benutzt

Forderungen für geliefertes Kriegsmaterial durchzusetzen. Man weiß, wie lange und wie heftig sich Frankreich gegen die Ratifizierung der Abmachungen gewehrt hat, die diese Forderungen sanktionierten, und wie es bei der Ratifizierung selbst noch einen scharfen moralischen Vorbehalt aussprach. Nie wäre es zu dieser Ratifizierung gekommen, wenn Deutschland zusammen mit Frankreich an der Spitze aller kontinentaleuropäischen Staaten die Streichung dieser littlich nicht zu rechtfertigenden und von einem großen Teil der amerikanischen Öffentlichkeit selber als nicht anständig empfundenen Schulden verlangt hätte. So aber, da Deutschland stets davor zurückschrak (und auch heute noch davor zurückschrickt) auch nur das geringste Wort zu wagen, das in Washington unangenehm empfunden werden könnte, mußte es so kommen wie es kam: Diese Schulden wurden Deutschland auferlegt, und das offizielle Amerika überließ es den europäischen Schuldnern sich selbst an Deutschland schadlos zu halten. Und nun kamen jene drückenden und erdrückenden Zahlungsverpflichtungen, zu denen Deutschland sich im Dawesplan und später im Youngplan verstehen mußte.

Wie blind der Amerikabyzantinismus die deutsche Öffentlichkeit macht, geht am besten daraus hervor, daß man, und namentlich in den Blättern der Linken, die europäischen Staaten mahnt auf die Großmut Amerikas zu zählen. Der leuchtenden "Großzügigkeit" Amerikas wird dann als dunkle Folie die "Kleinlichkeit" Frankreichs gegenübergestellt, das nicht verstehen will, daß derjenige, dem etwas zerstört worden ist, keinen Anspruch auf Wiederherstellung haben soll. Wie steht es aber mit dieser amerikanischen Großmut? In all dem Zahlenstreit vor und um Lausanne wurde zwar jede französische Forderung in der Presse groß plakatiert. Aber kaum wiedergegeben (und jedenfalls nicht beachtet) wurde, daß Deutschland noch ganz andere Zahlungsverpflichtungen hat, nämlich bis 1981 jährlich 40,8 Millionen Mark als Entschädigung der Vereinigten Staaten von Amerika für Privatverluste (mixed claims) und weiter bis 1966 durchschnittlich 20 Millionen jährlich als Entschädigung der Vereinigten Staaten für Besatzungskosten. Grade dieser letzte Posten, der ruhig weitergezahlt wird, sollte den Deutschen die Augen über die amerikanische Großherzigkeit öffnen. Amerika dachte gar nicht daran dem bedrängten Deutschland außer durch väterliche Predigten des Senators William Edgar Borah auch noch, etwa durch Verzicht auf die Zahlung dieser Besatzungskosten, zu Hilfe zu kommen. Aber über diesen Tatbestand ging und geht unsere sonst so laute Presse leise schonend hinweg. Nach Lausanne hat nun Borah, in einer Rundfunkrede, die er am 24. Juli hielt, die Streichung der Kriegsschulden durch Amerika in Aussicht gestellt: gewissermaßen als Belohnung für bewiesenes Wohlverhalten. Ob und wie der neue Präsident der Vereinigten Staaten diese Zulage Borahs einzulösen gedenkt, wird sich ja bald nach seiner Wahl zeigen. Die New York Times nannten die Rundfunkrede Borahs das »Bekenntnis eines Internationalisten«. Das ist sie nun freilich nicht sondern in Inhalt und Form ganz amerikanisch. Denn Borah verknüpfte die mögliche Schuldentreichung mit politischen Bedingungen; er verlangte dafür Abrüstung, wie Amerika sie versteht, das heißt die Entwaffnung Kontinentaleuropas, aus der sich die anglo-amerikanische Herrschaft im europäischen Kulturkreis von selbst ergeben würde. Diesen Preis wird man, mindestens in Frankreich, zu hoch finden. Es bleibt also dabei, daß es erst einer gemeinsamen europäischen Anstrengung bedürfen wird, um Amerika von der Unhaltbarkeit seiner Forderungen zu überzeugen.

Hätte die deutsche Wirtschaft von vornherein, wie das in den Sozialistischen Monatsheften verlangt wurde, den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Frankreichs und Belgiens durch eigne Arbeitsleistung (Stellung von Arbeitskräften und Lieferung von Sachmaterial) durchgeführt und damit den Weg eingeschlagen, auf dem sich derartige Zahlungen allein durchführen lassen, ohne die Währung des eignen Lands in Gefahr zu bringen, auf dem die eigne Wirtschaft umgekehrt noch einen gewaltigen Antrieb bekommt, so hätte Frankreich keine Aufbauvorschlüsse von Amerika gebraucht und sich auch nicht zur Zahlung von Kriegsmaterial für den gemeinsam geführten Krieg an denjenigen pressen lassen, der von diesem Krieg ohnehin den größten Nutzen gezogen hat und aus einem Schuldner Europas zu einem Gläubiger der Welt geworden ist. Frankreich wollte lediglich das Zerstückte wiederherstellen lassen, es hatte nicht das geringste Interesse, daß Deutschland Tribute an Amerika abführt. Diese Wahrheit muß man endlich erkennen. Es ist mit der deutschen Würde, von der man immer spricht, ohne sie zu wahren, nicht zu vereinen, daß man Frankreich für Dinge verantwortlich macht, die lediglich durch die Schuld der deutschen Nachkriegspolitik entstanden sind. Eine Revision dieser falschen Anschauung wäre nicht nur eine akademische Richtiggstellung der Vergangenheit, sie hätte ganz aktuellen Gegenwartswert. Denn auch heute begreift man in Deutschland immer noch nicht, wie notwendig die Solidarität der Völker unseres Kontinents ist. Anstatt sich zur einheitlichen kontinentaleuropäischen Schuldnerfront gegen die Vereinigten Staaten zu bekennen, die bei solchem gemeinsamen moralischen Appell ihre ungerechtfertigten Forderungen unmöglich aufrechterhalten könnten, sucht man dauernd den Zusammenhang zwischen den deutschen Zahlungen und den interalliierten Schulden zu ignorieren. Es wäre nur ein Zeichen der Gefundung, wenn man mit dieser Fiktion brechen und die Wirklichkeit anerkennen wollte.



LAUSANNE ist, auch wenn der dort geschlossene Vertrag in absehbarer Zeit ratifiziert wird, nur ein Anfang; er ist, um die oben genannte Wochenschrift noch einmal zu zitieren, »ein Blankoformular, das von den Ereignissen der nächsten Monate beschrieben werden wird«. Nicht die Höhe der Abschlußzahlung, die in ihm festgesetzt wurde, ist das Wichtige, auch die Modalitäten, unter denen sie erfolgen soll, entscheiden nicht. Die eigentliche Bedeutung des Vertrags liegt darin, daß durch ihn nun die produktive Zusammenarbeit der europäischen Nationen ermöglicht wird. Aber um von dieser Möglichkeit zur Wirklichkeit zu kommen, bedarf es bestimmter *geiltiger* Voraussetzungen, und es wird wesentlich von dem Ausfall der Reichstagswahlen abhängen, ob sie geschaffen werden. Wenn nicht der Irrsinn verschwindet, der zurzeit die deutsche Öffentlichkeit regiert, wenn hemmungslose Demagogie, die sich gar noch als Idealismus ausgibt, weiter schalten kann, dann werden die anderen Völker des Kontinents in der Zusammenarbeit mit Deutschland weit eher eine Gefahrenquelle als eine Schaffensbürgschaft sehen. Das deutsche Volk steht also jetzt vor einer Entscheidung, die seine nationale Zukunft bestimmt.

Findet Deutschland den Weg der politischen und wirtschaftlichen Vernunft, nämlich den Europaweg an der Seite Frankreichs, so wird es bald Arbeitsmöglichkeiten genug haben. Man wird da auch natürlich im Kleinen anfangen müssen, um zum Großen zu gelangen. Direkte Möglichkeiten hierfür bieten die Fragen, die im Donauegebiet zu einer Lösung drängen. Es ist hier, seit die französi-

ischen Donaupläne zum erstenmal auftauchten, mehrfach auf ihre große Bedeutung hingewiesen und betont worden, wie sehr grade auf diesem Gebiet die deutschen und die französischen Interessen gleichlaufen. Ein gesteigerter und systematisch organisierter Austausch von Agrar- und Industrieerzeugnissen zwischen den Donaustaaten und Deutschland würde nicht nur für die austauschenden Länder selber von Nutzen sein sondern durch die dadurch hervorgerufene Wirtschaftsbelebung auch die dort investierten französischen Kapitalien fruchtbar machen. Man darf annehmen, daß in Lausanne, soweit dort darüber einzelnes besprochen wurde, die deutschen und die französischen Auffassungen einander weitgehend angenähert wurden. Das hätte um so größere Bedeutung, als nach einer Meldung des Finanz- und Handelsblatts der Vossischen Zeitung vom 15. Juli 1932 der bekannte französische Sozialökonom Francis Delaisi (der schon vor dem Weltkrieg einen so ausgezeichnet scharfen Blick für das Kommende bewiesen hatte) auf der Generalversammlung des Comité Fédéral de Coopération Européenne Vorschläge entwickelt hat, die eine Inangriffnahme umfassender Wiederaufbaupläne in den osteuropäischen Staaten vorsehen, ohne sich auf sie zu beschränken. Auch Delaisi sieht als wichtigste Voraussetzung für den Beginn gemeinsamer europäischer Aufbauarbeit die Herstellung gegenseitigen Vertrauens an; denn an Kapital sei Europa im Grunde gar nicht ärmer geworden, es halte dieses nur verborgen. Das ist vollkommen richtig, und es kann nicht stark genug zum Bewußtsein gebracht werden, daß Deutschland in diesen ausschlaggebenden Fragen heute die Schlüsselstellung einnimmt. Es braucht nur zu *wollen*, und die Arbeiten für den Wirtschaftsaufbau können sofort begonnen werden.

Ein anderes besonders zukunftsträchtiges Gebiet europäischer Gemeinschaftsarbeit eröffnet sich deutscher Schaffenskraft in Afrika. Das ist in den Sozialistischen Monatsheften all die Nachkriegsjahre hindurch immer wieder ausgeführt worden, und Albert Thomas hat noch kurz vor seinem Tod in dem Arbeitsbeschaffungsprogramm, das er als Direktor des Internationalen Arbeitsamts vorlegte, auf dieses Arbeitsfeld besonders hingewiesen². Die große Aufgabe der Zukunft: Europa mit Afrika zu verbinden, ist geistig in ihren Einzelheiten schon vielfach bearbeitet worden³. Aber nicht nur um Zukunftspläne handelt es sich da sondern auch um direkte Arbeitsmöglichkeit für die allernächste Zeit, wie hier noch vor kurzem dargelegt wurde⁴. Daß in politischen Kreisen Frankreichs Neigungen für französisch-deutsche Zusammenarbeit in Französisch Afrika bestehen, zeigt zum Beispiel eine Mitteilung, die Friedrich Wilhelm Foerster am 5. Juli in der Zeit machte: Ein französischer Senator, dem er von der Heranziehung deutscher Techniker zur Erschließung Afrikas gesprochen hatte, antwortete ihm: »Das ist genau das, was ich immer sage. Afrika kann auf solche Weise Europa retten. Kommt das rapprochement in Europa nicht zustande, so finden wir uns vielleicht in Afrika.«

Bei allen diesen Dingen kommt es sehr wesentlich auf den Geist an, in dem man sie unternimmt, und auf das Ziel, zu dem man die wirtschaftliche Entwicklung in den nächsten Jahren führen will. Die durch den Weltkrieg und seine Folgen sprunghaft geförderte Selbständigkeit außereuropäischer Gebiete und die starke Erweiterung der industriellen Kapazität fast aller europäischen

2) Siehe *Kaliski* Deutscher Wirtschaftsjammer, und kein Ende?, in den Sozialistischen Monatsheften 1932 I Seite 389.

3) Siehe *Sörgel* Europa-Afrika: ein Weltteil, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 983.

4) Siehe *Mierendorff* Deutschland vor Lausanne, in den Sozialistischen Monatsheften 1932 I Seite 489.

Staaten haben zu einer gegenseitigen Abschließung geführt. Die schwere langdauernde Wirtschaftskrise hat diese Tendenz außerordentlich verstärkt, und Kontingentierungen der Einfuhrmengen, öffentliche Bewirtschaftung der Devisen und alles, was damit zusammenhängt, zeigen deutlich, in welchem Umfang der Austausch zwischen den Staaten eingeschränkt worden ist. Der Autarkiegedanke (im Prinzip richtig und von den Sozialistischen Monatsheften durch Jahrzehnte entwickelt, nämlich als Mittel die Bildung großer Wirtschaftskörper zu fördern und die national differenzierten Schaffenskräfte imperial zu integrieren) ist von sozialen Kurpfulchern zu einem Schlagwort verzerrt worden, das die Gemüter in die entgegengesetzte Richtung, nämlich in die gegenseitige Abschließung kleiner Gebiete, die nur durch Zusammenarbeit gedeihen können, hindrängt. Die kontinentaleuropäischen Völker können sich eben nicht mehr isoliert retten. Sie müssen vielmehr dazu kommen ihre Aufgabe in der Gestaltung eines auf Arbeitsteilung beruhenden Vereinigten Europäischen Kontinents zu sehen. Daß zum Erreichen eines solchen Ziels die optimale Entfaltung der Produktivkräfte jeder einzelnen Nation notwendig ist, wurde hier oft ausgeführt. Nicht vereinbar damit ist es jedoch, wenn diese Entfaltung unter dem rein privatwirtschaftlichen Gesichtswinkel des Gewinnstrebens erfolgt, ohne Rücksicht auf die in den einzelnen Ländern vorhandenen oder zu erschließenden Produktionsstätten.

In der Auseinandersetzung über die Frage, wie sich die einzelnen Nationalwirtschaften grundsätzlich zu verhalten haben, damit nach Beseitigung der politischen Hemmnisse die Völker die Früchte ihres Schaffens mit einander genießen können, sind von den Verbänden der Unternehmer wie der Arbeiter immer wieder Vorschläge gemacht worden, ohne daß man sich bisher über den einzuschlagenden Weg hätte einigen können. Vor kurzem hat nun ein einzelner Unternehmer der Öffentlichkeit eine Denkschrift über die Verhütung künftiger Krisen in der Weltwirtschaft unterbreitet, in der er eine Reihe brennender Wirtschaftsfragen behandelt. Es ist allerdings ein Unternehmer, der, weit entfernt von jedem Eigeninteresse, seit jeher nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt hat: Robert Bolch in Stuttgart. Es ist (auch da, wo man ihm nicht zustimmen vermag) in hohem Maß bemerkenswert, wie Bolch an die Probleme herantritt und auf Grund seiner großen persönlichen Erfahrungen namentlich auch gegen Vorurteile im eignen Lager Stellung nimmt. Ganz besonders tut er das in der Normierung der Arbeitszeit. Er fordert grundsätzlich ihre weitgehende Herabsetzung, da die Verbesserung aller technischen Einrichtungen die alte lange Arbeitszeit überflüssig macht. Mit dieser Forderung zeigt Bolch, daß er der Mann weitestgehenden sozialen Verständnisses, der er vor dem Krieg war, auch in den geistverwirrenden Jahren nach dem Krieg geblieben ist. In einer Zeit, in der so viele sich gewandelt und rückwärts gedreht haben, ist er geblieben, der er war, und noch weiter vorgeschritten. Vom sozialen Gesichtspunkt aus hat er unbedingt recht. Doch kann die Verkürzung der Arbeitszeit die Wirtschaftskrise nicht verhindern; sie schaltet freilich in der Krise selbst soziale Gefahrenmomente aus, die eben aus den niederdrückenden psychischen Wirkungen andauernder Arbeitslosigkeit entstehen. Daß Bolch zugleich auf die Herabsetzung der Kosten für die Warenverteilung dringt, eine kartellmäßige Zusammenfassung von Gewerben unter Ausschaltung der schlecht wirtschaftenden Betriebe befürwortet und eine staatliche Kartellkontrolle empfiehlt, ist ein Zeichen des Muts, mit dem er ein heißes Eisen anfaßt. Hier berühren sich seine Gedanken mit der Kon-

zeption der Zusammenfassung der Gewerbe und der organischen Gestaltung der Wirtschaft, die in den Sozialistischen Monatsheften entwickelt worden ist, und die als Krönung dieser Wirtschaftskonzentration eine sich auf Produktionsräten aufbauende Kammer der Arbeit errichtet sehen will. Als Kernpunkt der Denkschrift wird man wohl die Darlegungen bezeichnen dürfen, die Bolch über den Warenaustausch durch Freihandel macht. Hier aber wird man den Widerspruch anmelden müssen. Ein Freihandel über die ganze Erde, entsprechend dem Manchesterprinzip des Laisser-aller, hat sich deutlich genug als wirtschaftlicher Irrtum erwiesen, und England, der Hauptträger dieses Prinzips, hat es jetzt entschlossen über Bord geworfen und geht zurzeit in Ottawa daran den ersten Grundstein für ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet zu legen. Daß aber im imperialen Rahmen, des Britischen Imperiums ebenso wie des kommenden Vereinigten Europäischen Kontinents, ein freier Warenaustausch stattfinden wird, ist nun richtig. Das ist auch das wirtschaftliche Ziel unserer Kontinentalpolitik. Nur kann der Freihandel als Methode nicht das Mittel sein diesen Zustand zu erreichen. Die Proklamierung des Freihandels durch ein einzelnes Land oder auch durch einzelne Länder bedeutet die einseitige Öffnung der Grenzen für die Einfuhr jeder fremden Ware ohne Gegenleistung, vermindert also bei den anderen Ländern das Bedürfnis nach einer Organisierung des Gesamtwirtschaftsgebiets, da sie dann dessen Vorteile zu haben glauben, ohne etwas dafür herzugeben. Es kommt eben darauf an einen Warenaustausch auf Grund von Gegenseitigkeit herbeizuführen. Und auch ein geeinigtes Europa wird den Zollschutz gegen überseeische Gebiete, in denen ähnliche Waren auf Grund des Raubbaus, sei es am Boden sei es an den Menschen, "billiger" hergestellt werden, keinesfalls entbehren können. Deshalb kann heute nicht schlechtweg eine Aufhebung der Zollgrenzen überhaupt, sondern nur eine auf Gegenseitigkeitsverträgen beruhende, so weit wie eben möglich gehende Herabsetzung der Zölle das Mittel sein, mit dem man die Arbeitsgemeinschaft der europäischen Völker herbeiführt. Wenn Bolch vor allem die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich als Anfang gesamt-europäischer Verständigung befürwortet, so ist diese Stellungnahme besonders zu begrüßen. Man ist erfreut feststellen zu können, daß auch der Ludwigshafener Carl Bolch, Nobelpreisträger, die Auffassung des Stuttgarters Robert Bolch teilt. Gibt es doch unter den deutschen Industriekapitänen allzu wenige, die sich zu dieser europäischen Notwendigkeit bekennen.

Um so mehr ist es geboten, daß die deutsche Außenpolitik das in Lausanne begonnene Werk fortsetzt und alle noch bestehenden politischen Hindernisse auf dem Weg von Berlin nach Paris beseitigt. Lausanne war, wie hier vor 4 Wochen gelagt wurde, nur der »Anfangspunkt« des Europawegs.

GERHARD GLIENKE · DAS DONAUPROBLEM UND DIE DEUTSCHE LANDWIRTSCHAFT

SÜDOSTEUROPAS Agrarwirtschaft hängt in der Hauptsache von der Möglichkeit des Absatzes ihrer Produkte, vornehmlich ihrer Getreideüberschüsse, im Ausland ab. Seit Jahren bemühen sich diese Staaten, vor allem Rumänien, Ungarn und Jugoslawien, um eine rentable Verwertung ihrer volkswirtschaftlichen Güter. Obwohl Konferenzen auf Konferenzen abgehalten wurden, und auch schon in den Ausschüssen des Völkerbunds über das südosteuropäische Problem:

verhandelt worden ist, kann man, abgesehen von einigen zwischenstaatlichen Abmachungen, von einer grundlegenden und durchgreifenden Ordnung in diesem Absatzwirrwarr noch nicht sprechen. Es ist auch gar keine Aussicht auf eine Besserung dieses Zustands, wenn sich nicht auf der einen Seite Frankreich als Kreditgeber und auf der andern Seite Deutschland als Abnehmer in dieser Frage zusammentun und gemeinsam an die Lösung des Problems herangehen. Einem Bericht des Journal zufolge hat die französische Delegation in Lausanne ein neues Donauprojekt vorgeschlagen, das die Einräumung von Vorzugstarifen für Donauweizen fordert, der in genau festzulegenden Kontingenten von den Großmächten übernommen werden soll; die Donaustaaten sollen sich dafür verpflichten für gewisse Industrieerzeugnisse von besonderer Exportinteresse die Tarife zu ermäßigen. Das Berliner Tageblatt berichtete am 6. Juli aus Lausanne, auf Anregung Frankreichs fänden interessante Verhandlungen über eine Rahmenreglung für Getreidevorzugszölle im Gebiet der Donau statt; auf deutscher Seite sähe man in diesen Verhandlungen durchaus eine Möglichkeit zu einer europäischen Regelung. Wenn Deutschland sich in der Tat zur Mitarbeit an der Lösung des südosteuropäischen Agrarproblems einschaltet, können die Beratungen etwas Positives bringen. Frankreich, das sich in Südosteuropa kreditpolitisch stark betätigt hat, kann einen Erfolg seiner Finanzhilfe eben nur dann sehen, wenn es den Staaten dort gelingt ihre Agrarüberschüsse abzusetzen. Davon hängen naturgemäß auch weitere Kreditunterstützungen ab.

Deutschlands Stellung ist als die eines Hauptabnehmers südosteuropäischen Futtergetreides gekennzeichnet. Nun ist aber der Handel Deutschlands mit Rumänien, Ungarn und Jugoslawien im letzten Jahr stark zurückgegangen. Während Deutschland 1930 aus diesen 3 Ländern noch für 394 Millionen Mark einfuhrte, betrug der Einfuhrwert 1931 nur noch 198, also rund 200 Millionen Mark weniger. Ebenso, wenn auch nicht gleich stark, fiel der Wert der deutschen Ausfuhr dorthin von 428 Millionen auf 272 oder um rund 150 Millionen Mark. Die Handelsbilanz zeigt also, daß der deutsche Ausfuhrüberschuß sogar von 34 Millionen auf 74 oder um rund 40 Millionen Mark gestiegen ist. Damit ist also die wertmäßige Ausfuhr Deutschlands in Form von industriellen Gütern nach Südosteuropa keineswegs im selben Maß gesunken wie die Einfuhr agrarischer Produkte aus diesen Ländern nach Deutschland. Der Rückgang der Einfuhr beruht natürlich in der Hauptsache auf dem verminderten Getreideimport. So sank der Wert der Getreideeinfuhr aus Rumänien 1930 bis 1931 von 127,5 auf 30 Millionen Mark, aus Ungarn von 8,5 auf 0,4, aus Jugoslawien von 9,8 auf 0,4 Millionen. Mengemäßig zeigen die 3 Länder eine von 1,055 Millionen Tonnen auf 0,348 Millionen verminderte Getreideaufuhr nach Deutschland. Im einzelnen zeigt Jugoslawien einen Rückgang von 68 300 auf 3500 Tonnen, Ungarn von 51 200 auf 2600, Rumänien von 935 100 auf 342 300 Tonnen hauptsächlich infolge der von Deutschland stark gedrosselten Futtergetreideeinfuhr. Die folgenden Zahlen zeigen, daß sich angesichts des absoluten Rückgangs der deutschen Getreideeinfuhr der Bezug aus den südosteuropäischen Agrarstaaten verhältnismäßig noch ungünstiger gestaltet hat. So ist, an der Gesamtwenzeinfuhr Deutschlands gemessen, der Anteil Rumäniens, Jugoslawiens und Ungarns zusammen von 4,3 % im Jahr 1930 auf 0,2 % im Jahr 1931 gesunken; der Anteil an der Gersteneinfuhr von 51,2 auf 40,7 % und der Anteil an der Maiseinfuhr von 32,2 auf nicht mehr als 7,7 %; die übrigen Getreidearten

Ipielen nur eine untergeordnete Rolle. Demgegenüber ist aber die Einfuhr aus Übersee: aus Canada, den Vereinigten Staaten und Argentinien, sowie aus Rußland relativ sogar gestiegen, und zwar beim Weizen von 87 auf 95,1 %, bei der Gerste von 42,9 auf 50,9 % und beim Mais von 50,1 auf 56,6 %. Trotz dem großen Absatzmangel und der damit verbundenen Agrarwirtschaftsnot der genannten südosteuropäischen Staaten bezog Deutschland im Jahr 1931 nicht weniger als 510 000 Tonnen Weizen und 124 000 Tonnen Gerste aus Canada, dazu 131 000 Tonnen Weizen und 265 000 Tonnen Mais aus Argentinien. Dabei überwiegt der Wert des agrarischen Imports aus diesen beiden Ländern den der deutschen industriellen Ausfuhr dorthin. Nach Canada ist die deutsche Ausfuhr in Form industrieller Waren mit 47 Millionen Mark um rund 50 % geringer als der Import agrarischer Produkte aus diesem Land nach Deutschland. Umgekehrt liegen die Dinge mit Südosteuropa. Hier zeigt das Jahr 1931 einen wertmäßigen Import von nur 197 Millionen Mark gegenüber einem industriellen Export Deutschlands von 272 Millionen Mark.

Es liegt im Sinn einer produktiven kontinentaleuropäischen Politik, wenn man nach Vereinbarung durch Abnahme agrarischer Produkte aus diesen Ländern deren Kaufkraft stärkt und sie damit in die Lage versetzt weiterhin industrielle Güter aus Deutschland zu beziehen. Vor allem wird eine bei weitem stärkere Bevorzugung dieser Länder beim Kauf agrarischer Produkte auch auf den Absatz deutscher industrieller Waren in diesen Ländern günstig einwirken, da diese Länder dann auf Grund von Vereinbarungen verpflichtet wären als Gegenleistung für die Aufnahme ihrer Landwirtschaftserzeugnisse die Einfuhr bestimmter Mengen deutscher industrieller Erzeugnisse zu ermäßigten Zollbedingungen zu gestatten. Dies würde aber Erhaltung, ja vielleicht eine Stärkung der Kaufkraft des in der Industrie tätigen Teils der deutschen Arbeiterschaft bedeuten. Mit der Kaufkraft der deutschen Verbraucherschaft ist aber der Absatz der deutschen landwirtschaftlichen Produktion, insbesondere der der bäuerlichen Veredlungswirtschaft aufs engste verbunden. Erst kürzlich hat das Institut für Konjunkturforschung in Zusammenarbeit mit der Reichsforschungsstelle für Landwirtschaftliches Marktwesen Untersuchungen Fritz Baades über Verbrauchereinkommen und Landwirtschaft und Willy Bauers über Einkommen und Fleischverbrauch veröffentlicht. Aus diesen Arbeiten geht eindeutig hervor, daß bei fast völliger Selbstversorgung beispielsweise der Konsum von Fleisch zwar mengenmäßig nicht zurückgegangen ist, die gleichbleibende Nachfrage bei der ungeheuren Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit aber nur unter erheblichen Preisnachlässen möglich war, und daß bei steigendem Einkommen die Ausgaben der schlechtest-bezahlten Haushaltsgruppen für Fleisch beträchtlich erhöht werden können.

Es liegt also durchaus im Interesse der deutschen Landwirtschaft, wenn die oben angedeuteten Verhandlungen unter der Führung Frankreichs und Deutschlands zu einer engeren wirtschaftlichen Bindung auf Gegenseitigkeit mit den südosteuropäischen Staaten führen. Auf keinen Fall aber darf das, was die deutsche Landwirtschaft etwa nicht selber bewältigen kann, aus Übersee bezogen werden. Dazu ist eben Europa selber da. Durch die Verbindung mit Südosteuropa, nicht mit dem überseeischen Angellsachsentum, fördert man die Gestaltung des kontinentaleuropäischen Wirtschaftskörpers, in dem auch Deutschlands Zukunft ruht.



SYDNEY OLIVIER · EMPIRESOZIALISMUS UND WELTSOZIALISMUS



HERMAN Kranolds Bemerkungen über meinen Aufsatz in den Sozialistischen Monatsheften¹ sind so vollkommen freundschaftlich, daß ich mein Einverständnis mit seiner Kritik ausdrücken und zugleich meine eigne Stellung zu ihr darlegen möchte. Ich stimme durchaus dem zu, daß meine Unterscheidung zwischen »legitimer« und »illegitimer« Protektion gegen eine dialektische Analyse nicht gehalten werden kann. Aber ich finde diese Bezeichnung als »Hilfskonstruktion« eigentlich ganz gut. Denn vom Standpunkt nationaler Gesamtheiten (zum Beispiel Großbritanniens und seiner Kronkolonien, für deren Verwaltung es verantwortlich ist) sind diese Kategorien praktisch brauchbar, und ihre Produzentengemeinschaften wissen sehr wohl, was sie meinen, wenn sie von Dumping sprechen. Dumping wirkt nach ihrer Vorstellung auf dreierlei Art: 1. indem man Güter auf den Markt wirft, deren Ausfuhr (zum Beispiel im Fall des Zuckers) von der Regierung exportierender Staaten mit Subsidien gestützt wird, 2. durch das Hinüberfließen hemmungsloser kapitalistischer Massenüberproduktion zu einem Verlustpreis, wie Kranold und ich es beschrieben haben, und 3. durch Konkurrenz von Gütern, die durch sogenannte Schwitzarbeit hergestellt werden, das heißt durch Arbeit, die infolge der Nachteile der Lage des Arbeiters zu einem Satz entlohnt wird, der sogar unter dem liegt, was unsere Gesellschaft sich noch als ein Minimum der Lebenshaltung in unserer Zeit gefallen läßt.

Natürlich ist es, wie Kranold darlegt, sehr schwer schlüssig darzutun, daß die Arbeit einer bestimmten proletarischen Gruppe Schwitzarbeit ist. Betrachten wir zum Beispiel Java, auf das er anspielt. Der javanische Landarbeiter erhält in der Tat einen sehr niedrigen Lohnsatz: grade die Hälfte dessen, was dem Feldarbeiter auf Barbados bezahlt wird. Aber der javanische Landwirt arbeitet als Mitglied eines ziemlich feingegliederten Systems der Fruchtfolge, das durch seine Dorfgemeinschaft und den Staat streng geregelt ist, und wahrscheinlich gewinnt er aus den Verhältnissen, in denen er arbeitet, mehr menschliche Befriedigung als der Arbeiter auf Barbados, der unbestreitbar ausgebeutet und "geschwitzt" wird, weil er auf einer kleinen Insel arbeitet, auf der der Boden ein vollkommenes Monopol der Eigentümer der Zuckerrohrplantagen ist; daher ist auch der Tagelohn des Barbadianers entschieden niedriger als der des jamaicanischen Lohnlandarbeiters, weil dieser ein Glied einer Gemeinschaft ist, die hauptsächlich aus bäuerlichen Besitzern besteht.

Außerdem wirken, wie Kranold dartut, Unterschiede in der technischen Leistung in Ackerbau und Fabrikation und in den naturgegebenen Vorteilen des Bodens und Klimas ständig dahin jeden Versuch zu stören zwischen den verschiedenen Faktoren reinlich zu unterscheiden, die alle zusammen einen niedrigen Preis zustande bringen. Das Niveau der Geldlöhne ist in England höher als in Britisch Westindien. Daraus folgt aber nicht, daß auch die Lohnkosten der Produktion höher sind. Britische landwirtschaftliche Arbeit leistet nämlich mehr. Trotzdem läßt die britische Rübenzuckerproduktion kein Anzeichen dafür erkennen, daß sie imtande sei ökonomisch mit der Rohrzucker-

¹) Siehe *Kranold* Empiresozialismus und Weltsozialismus, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 598; dazu vorher *Kranold* Das Ende der Freihandelsära und *Olivier* Eine sozialistische Kritik der Zuckerwirtschaft, in den Sozialistischen Monatsheften 1932 I Seite 409 und 505.

erzeugung zu konkurrieren; selbst nicht bei einem gleichen Lohnniveau, weil der von der Flächeneinheit in England erzielbare Rüben-ertrag zu niedrig ist. Im Jahr 1914 untersuchte der Britische Landwirtschaftsrat, dessen ständiger Sekretär ich damals war, das Problem der staatlichen Förderung der Rübenzuckerproduktion. Wir rechneten auf der Grundlage eines gewissen Zuckergehalts und eines gewissen durchschnittlichen Erntegewichts pro Acre (ich glaube 13 oder 14 Tonnen pro Acre). Der Versuch ist gemacht worden: Der geschätzte Zuckergehalt wurde voll erreicht, aber die erwartete Erntemenge pro Acre nicht. Es scheint unmöglich zu sein, daß britische Landwirte mehr als 8 bis 9 Tonnen Rüben pro Acre im Durchschnitt erzielen, im Vergleich zu 14 bis 15 Tonnen pro Acre in Deutschland und Mitteleuropa überhaupt. Daher komme ich zu dem Urteil, daß zwar Deutschland seinen Zucker wirtschaftlich erzeugen kann, England aber nicht. Doch bei der Bestimmung des Maßes von Schutz, das erforderlich ist, um unsere kolonialen Volksgenossen vor dem Ruin zu bewahren, halten wir es für verständlich den Zuckerpreis mindestens so hoch zu halten, daß der koloniale Lebensstandard nicht gedrückt wird. Von Kolonie zu Kolonie wird die Lage der Arbeiter verschieden bleiben, bis der Arbeiterbevölkerung überall Zugang zum Grundeigentum eröffnet werden kann, wie sie ihn in einigen Kolonien hat, in anderen aber nicht. Diese Möglichkeit ziehen wir der andern vor: die Zuckergewinnung vollkommen zu zerstören; und zwar auch in denjenigen Kolonien, in denen die Zuckerproduzenten ihre Arbeiter am schlechtesten bezahlen.

Ein Wort zum Abschluß. Ich erkenne mit Kranold natürlich an, daß »dies kein sozialistischer Standpunkt ist«. Es ist nur eine auf Erfahrung beruhende praktische Politik. Seit langem erkenne ich die Grundsätze an und bewundere sie, nach denen die deutsche Landwirtschaft unter Anwendung protektionistischer Mittel behandelt worden ist. Im Jahr 1917 veröffentlichte der Professor Middleton, damals einer meiner Kollegen im Landwirtschaftsministerium, eine Broschüre über neuere Entwicklungen der Agrarpolitik in Deutschland; sie erregte in beträchtlichem Maß Aufmerksamkeit. Es war beabsichtigt die Vorteile einer solchen Politik des Landwirtschaftschutzes in Anbetracht der Schwierigkeiten in der Erzeugung von Nahrungsmitteln während eines Krieges darzulegen, von der Kranold nun in seinem Artikel feststellen kann, daß sie in Deutschland nur mit Hilfe der Stimmen der Sozialdemokratischen Partei zustande gebracht werden konnte. Middletons Lob einer entschlossenen staatlichen Agrarpolitik in Verbindung mit Protektionismus war damals einigermaßen unorthodox und ketzerisch aus der Feder eines Berufsbeamten in einem individualistisch-kapitalistischen Staat.

Leider sind wir in England in der Richtung nicht viel weiter gekommen Landwirtschaft als ein Nationalinteresse ernstzunehmen. Obwohl die landwirtschaftstreibenden und die grundbesitzenden Klassen immer Schutz verlangten, haben doch die landlosen Lohnarbeiter unseres Landes, da sie nicht an Landwirtschaft sondern an Löhnen Interesse hatten, sich dem Schutzsystem widersetzt, während die landbesitzenden und kapitalistischen Klassen immer Widerstand leisteten und noch heute bitteren Widerstand leisten gegen alles, was irgendwie nach sozialistischer Politik zur richtigen Entwicklung der englischen Landwirtschaft ausieht. Und doch wäre sie, richtig behandelt, durchaus fähig der Bevölkerung billige Nahrung zu liefern.



WALTHER MAAS · OSTLOCARNO?



AS wird aus Deutschland? So fragte man mich vor einem Jahr in Lettland und Polen. Prophezeien ist immer undankbar, heutzutage besonders. Immerhin deutete ich eine starke Entwicklung nach rechts an; in Deutschland und auch in ihren eignen Ländern. What will happen in Germany? Das ist nun zwar auch immer die Frage, die an mich jetzt in England gerichtet wird. Aber hier, »auf dem nur in europäischen Gewässern verankerten Schiff, das jeden Augenblick wegsegeln kann«, ist dies häufig nicht mehr als ein Gesprächsthema beim Tee, eingefügt, aber als nicht ganz gleich wichtig, in die Unterhaltung über die irische Sweepstakelotterie, das Derby oder einen pikanten Mordprozeß. Anders dort im Osten. Ich las 4 oder 5 polnische Preßorgane fortlaufend die letzten 4 Wochen hindurch. Wie reagieren sie auf die deutsche Entwicklung? Was denkt man in den Staaten, die hinter der deutschen Ostgrenze liegen? Dort ist man in Europa, ist auf Gedeih und Verderb mit der Entwicklung im Herzen des Erdteils verbunden. Europäische Kollaboration oder weitere Atomifizierung ist dort im europäischen Grenzland eine schickfahhafte Frage. Rußland gehört kaum geographisch zu Europa, kulturell, wirtschaftlich und politisch bestimmt nicht. Aber seine Westgrenze ist der aktuelle Rand Europas, steht unter den Gesetzen westlicher Kultur. Und hier ist das Hauptprinzip leit der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse und der Herausbildung von Wirtschaftsimperien die Einsicht in die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Europäer, vor allem zwischen Deutschland und Frankreich.

Napoléon wird das Wort zugeschrieben, ein unabhängiges Polen bedeute eine französische Armee an der Weichsel. Also ist die Zusammenarbeit von Berlin und Paris durch die mit Warschau zu ergänzen. Der neuen Reichsregierung steht man in Polen wohl überall feindlich gegenüber, die Linke wegen der reaktionären Grundhaltung, von der man sogar innenpolitische Rückwirkungen in Polen befürchtet, und die Rechte glaubt an aggressive Absichten gegen Polen. Es bestehen dort 3 große Gruppen in der öffentlichen Meinung: der recht heterogene Pilsudskiblock, der die Regierung stellt, die Nationaldemokraten der Rechtsopposition, die linksoppositionellen Bauern und Arbeiter. Unter diesen gibt es Elemente, die als durchaus deutschfreundlich zu bezeichnen sind. Sie schätzen deutsche Kultur, halten die Deutsche Minderheit für einen positiven wirtschaftlichen Fortschrittsfaktor, suchen gute Handels- und politische Beziehungen mit dem Reich zu schaffen. Einer ihrer hervorragendsten Vorkämpfer war Genosse Herman Diamand, der vor 1½ Jahren starb. Von Kräften, die aktiv an einer deutsch-polnischen Verständigung arbeiten, sei außer vielen Einzelpersonen und Jugendgruppen auch der polnische Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit genannt. Doch sind diese Kreise unter dem Pilsudskiregime von politischem Einfluß ausgeschaltet. Der Pilsudskiblock selbst enthält sehr verschiedenartige Elemente. Die kurioseste Gruppe ist wohl die des Abgeordneten Stanislaw Mackiewicz mit dem Wilnaer Organ Slowo. Sie besteht aus Monarchisten, Großagrariern, die scharfe Russenfeinde und politisch reaktionär sind. Sie luden Leute des selben Schlages aus Ostpreußen zu einer Konferenz ein. Die Slowoleute waren nun zwar antifranzösisch, aber nicht genug für die Leute vom Ostpreußischen Heimatdienst, die ihrerseits den anderen nicht russenfeindlich genug erschienen. So kam nichts heraus. Wichtiger ist eine andere

Pilsudkigruppe: die Krakauer Konservativen mit der Zeitung Czaś, einem der besten Organe Polens. Diese Leute haben die Zusammenarbeit mit Deutschland während des Krieges noch nicht vergessen. Doch sterben auch sie allmählich aus, wie Leopold Jaworski, eine Zierde der Universität Krakau. Man muß also ihre Mitarbeit beschleunigt suchen. Wie steht Pilsudki selbst? Er ist in den 6 Jahren seines Regimes in der Äußerung seiner Ansichten viel vorlichtiger geworden. Als er im Mai 1926 seinen Staatsstreich machte, glaubten viele, er werde seine Ukrainepolitik von 1920 wieder aufnehmen. Aber er erinnerte sich wohl daran, daß sein Zug nach Kijew den Zug der Russen bis vor die Tore Warschaus brachte (von denen sie dann freilich durch französische Kriegshilfe wieder zurückgeworfen wurden). So hat Polen unter seiner Regierung keine unfreundlichen Akte gegen den Ostnachbarn getan, es hat, bisher vergeblich, auch zwischen Moskau und Bukarest zu vermitteln gesucht. Allerdings ist er auch nie der nationaldemokratischen Ideologie gefolgt, die da lehrt, man müsse sich mit Rußland so gut wie möglich stellen, selbst Opfer bringen, um die Hände zum Kampf im Westen, gegen Deutschland, frei zu haben. Ist nun Jozef Pilsudki ein Deutschenfreund, wie es seine scharf deutschfeindlichen nationaldemokratischen Gegner in der Wahlagitation mit Erfolg behaupten? Das ist eine Definitionsangelegenheit. Er hat gewiß im Weltkrieg als Führer der Polnischen Legionen mit den Mittelmächten Seite an Seite gekämpft, aber er hat auch nicht vergessen, daß die deutsche Regierung ihn auf die Festung Magdeburg brachte, als er sich weigerte die Legionen gegen Frankreich einzusetzen. Er will sicher ernstlich gute nachbarliche Verhältnisse. Aber schließlich: Wenn man in Deutschland offiziell und inoffiziell dauernd den Besitzstand Polens anzweifelt, dann ist es selbst für einen Diktator schwer der öffentlichen Meinung eine Verständigung mit Deutschland naheulegen. Immerhin soll nicht vergessen werden, daß Pilsudki es erreichte, daß der Sejm das Handelsabkommen mit Deutschland ratifizierte, das dem nun schon 7 Jahre währenden Zollkrieg ein Ende machen sollte. Der 1930 gewählte Deutsche Reichstag hatte keine Mehrheit für eine Ratifizierung. Wird der neue eine haben?

Es wäre vom deutschen Standpunkt so notwendig, daß das Abkommen endlich in Kraft träte. Es sei nicht viel darüber geredet, daß hinter Hochschutzzöllen polnische Industriezweige hochgepäppelt werden, die an sich für ein landwirtschaftlich starkes Polen im Gefüge einer kontinentaleuropäischen Wirtschaft entbehrlich wären, die aber im Lauf der Jahre so kräftig werden, daß sie, wenn die Grenzen endlich einmal sich öffnen werden, den Markt siegreich gegen die deutsche Konkurrenz behaupten werden. Nehmen wir nur die Chemische Industrie Polens als Beispiel:

Produkt	Produktion (in je 1000 Tonnen)		
	1926	1929	1930
Schwefelsäure	232	338	308
Rohteer	52	85	81
Rohbenzol	15	23	25
Schwefelammonium	17	26	22

Außer den großen Stickstoffwerken in Chorzow werden nun auch die in Mofcice bei Tarnow betrieben. In Winnice wurde 1929 mit französischem Kapital eine Fabrik zur Herstellung synthetischer Farbstoffe gegründet. Und so weiter. Gedacht werden muß doch auch an unsere nichtpolnischen Kon-

kurrenten. Schlesiens Industrie ist schwer getroffen. Deutschlands Export nach Polen geht zurück, dafür steigt der Amerikas und Englands. Dieses Land führte 1925, also vor dem Zollkrieg zwischen Deutschland und Polen, für 133 Millionen Zloty in Polen ein, 1928 aber für 313 Millionen; eine Zahl, die freilich 1930 infolge der Importbeschränkungen während der Krise auf 177 sank. Über die Verkehrsverhältnisse im Polnischen Korridor wurde hier früher ausführlich gesprochen¹. Nachgetragen sei jedoch, daß jetzt auch die Erschwerung, daß die Fenster während der Fahrt durch den Korridor geschlossen sein müssen, fortgefallen ist; sie können jetzt geöffnet werden, und auf den Stationen in Polen dürfen die Durchreisenden Erfrischungen kaufen. Ein kleiner Fortschritt, gewiß, aber doch ein Fortschritt. Schon vor Jahren wurde auseinandergesetzt, wie die Deutsche Minderheit in ihrer Kulturpolitik durch das Nichtbestehen eines Zollvertrags gehemmt wird. Ist erst die Einfuhr deutscher Waren nach Polen begünstigt, werden auch deutsche Kaufleute und Handwerker dorthin kommen, deutscher Einfluß wird sich verstärken.

Vernünftige deutsch-polnische Beziehungen würden aber auch die Lage Ostpreußens bessern. Die Panik, die in dieser Provinz durch die Ansicht: die Polen werden das Land ja doch einmal einstecken, ausgebrochen ist, sowie die Fehler der Wirtschaftspolitik führten zu einer Massenabwanderung. Von 1919 bis 1929 wanderten über 100 000 Menschen des Ostens ins Reich ab, 1929 allein 21 600. Die Volksdichte in Ostpreußen, Pommern, Brandenburg beträgt noch nicht die Hälfte des Reichsdurchschnitts von 136. Die Grenzmark Posen-Westpreußen zeigt das Minimum von 43. Die anstoßende polnische Provinz Posen hat über 70, und die kongreßpolnischen Nachbargebiete Ostpreußens haben 90, ja 100 Einwohner auf den Quadratkilometer. Das Deutsche Reich hat nun 64 Millionen Bewohner, Polen 32 Millionen. Trotzdem und trotz der viel höhern Sterblichkeit in Polen betrug 1930 der Geburtenüberschuß in Deutschland 416 000, in Polen aber 525 000. Der Bevölkerungsdruck wächst also. Da wird so viel von der Revision der Grenzen gesprochen. Man hat in Polen dieses Schlagwort aufgenommen und sagt: Gut, wir Polen sind durchaus bereit in euren volklosen Raum vorzustoßen und die polnische Volkstums- und auch die politische Grenze nach Westen vorzutreiben. Das sagen nationalistische Polen, während gemäßigte Blätter zu einem Ostlocarno bereit sind. Wie lange noch? Stettins, Königsbergs und Elbings Handelsumsatz sinkt, aber der Gdingens steigt und steigt; im Mai hat er zum erstenmal den Danzigs übertroffen. Wann wird man im Reich einsehen, daß Polen keine quantité négligeable ist sondern einer der wichtigsten Bausteine bei der Errichtung des Vereinigten Europäischen Kontinents?

Oben wurde der Politiker Mackiewicz erwähnt, der Polen und Deutschland gegen Frankreich einen will. Und in Deutschland gibt es Politiker, die mit Frankreich gegen Polen ziehen möchten. Sie mögen den Leitartikel *L'amitié polono-française une garantie de la paix* in der *Ere Nouvelle* vom 30. Juni 1932 lesen. Was wäre, fragt das Blatt, aus Europa geworden, wenn es kein unabhängiges Polen gäbe? Stabilisierung der Verhältnisse, selbst wenn sie gewisse Unbequemlichkeiten mit sich bringen, sei in den Stürmen der Gegenwart besser als ewiges Neuanfangen. Die polnisch-französische Solidarität bestehe nicht um ihrer selbst willen sondern müsse dem höhern Zweck des europäischen Friedens untergeordnet werden. Hier sei nun ein Wort nach

¹) Siehe Maas Die internationale Diskussion über den Polnischen Korridor, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 960.

Warschau gerichtet: Glaubt man dort wirklich durch die nun wieder beliebte schärfere Tonart in der Minderheitenfrage, in der Nichtberücksichtigung Danziger Wünsche, der Sache des Friedens zu dienen? Nicht einmal vom bloßen Standpunkt der Staatsnation hat dieses Verfahren einen guten Sinn. Das wird ganz deutlich, wenn man sieht, wie bei den Minderheiten die Assimilationstendenzen abnehmen. So gab es 1921 unter den damals 2 850 000 Juden 700 000 oder 25 %, die sich zur polnischen Umgangssprache bekannten, 1931 taten das unter 3 Millionen nur noch knapp 200 000 oder 7 %. Von den orthodoxen Bewohnern Polesies erklärten sich 1921 128 000 für Polen, 1931 noch nicht 80 000. Die übrigen hatten ihre weißrussische Nationalität (wieder-)entdeckt. Die Zahl der Nichtpolen in der Wojewodschaft Lodz stieg von 379 000 im Jahr 1921 auf 524 000 im Jahr 1931. Es haben sich eben von den Protestanten, die 1921 zu 40 % Polen sein sollten, viele ihrer deutschen Abstammung erinnert und bei der letzten Volkszählung Deutsch als Muttersprache angegeben. Muß man wirklich eine katholische Regierung daran erinnern, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche geworden ist? Der Artikel Bilanz des Polentums im Kurjer Warszawski vom 21. Juni enthält leider keine Angaben über die Wilnaer Gegend (Weißrussen: Hromadaprozeß), Wolhynien und Ostgalizien (Ukrainer: Pazifizierungsaktionen). Für Polen gibt die amtliche Volkszählung 9,5 % an, in Pommerellen, also im Korridor, 10,1 % Deutsche. Man wird diese Statistik anzweifeln. Ich befaße mich seit 10 Jahren mit Nationalitätenstatistik und gehöre da wohl zu den stärksten Skeptikern. Aber ist die Zahl von 225 000 Deutschen der amtlichen Statistik wirklich so sehr verschieden von den 300 000, die das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, oder den 330 000, die die deutschen Sejmabgeordneten herausgerechnet haben? In der nächsten Generation wird das Deutschtum im Korridor sehr gering an Zahl sein. Die Geburtenzahl der Deutschen dort ist so gering, daß das Konsistorium in Polen einen speziellen Hirtenbrief in dieser Frage erließ. Helfen wird er nicht viel. Außer den traditionellen Gründen des Rückgangs der Kinderzahl wirkt hier noch die Tatsache, daß durch das Abwandern der jungen Männer das Verhältnis der Geschlechter unter den Deutschen sehr viel ungünstiger ist als unter den Polen; kommen bei diesen im Heiratsalter auf 100 Männer nach der amtlichen Statistik 109 Frauen, so ist bei den Deutschen hier nach meinen Feststellungen eine zwischen 140 und 150 liegende Zahl gültig.

Im Jahr 1917 konnte man einen Frieden ohne Sieger und Beliegte haben, man wollte ihn nicht, da "man" im Osten die Zerichlagung des Russischen Reichs, im Westen den Besitz von Longwy und Briey unbedingt brauchte. Soll auch jetzt noch die Befriedung im Osten für irgendwelche Schimären unterbleiben? Der Abschluß des polnisch-russischen Nichtangriffspakts am 25. Juli mahnt Deutschland sich mit Polen zu verständigen, dergestalt, daß beide Staaten sich verpflichten die Lösung aller Konfliktfragen nur auf friedlichem Weg anzutreiben. Mein am 12. Oktober 1931 hier veröffentlichter Artikel über den Korridor brachte mir Zustimmung von vielen vernünftigen Deutschen und Polen, aber in der "nationalen" Presse erhob sich ein mißtönender Gesang: Defaitist, polonophil, undeutsch, Verräter. Wir wollen das auszuhalten, stellen aber immer wieder Tatsachen fest: Tatsachen, und nicht die Wunschträume derer, die 1917 mit der Ostpolitik von damals auf den Lippen einschließen. Hier ist es angebracht zu rufen: Deutschland erwache!



HERMAN KRANOLD · DIE KRISE DER SOZIALVERSICHERUNG UND DER WOHLFAHRTSPFLEGE



SEIT dem Tag, an dem die Verfassung in Weimar geschaffen wurde, haben die Sozialversicherung und die Wohlfahrtspflege Deutschlands einen außerordentlich großen Aufschwung genommen. Das Arbeitsrecht wurde zu einem System durchgreifenden Rechtsschutzes für die Arbeiter und Angestellten ausgebaut. Der Schutz des arbeitenden Menschen vor den Gefahren der Arbeitsstätte und des Arbeitsvorgangs hat dazu geführt, daß auf den wichtigsten Gefahrengebieten die Anzahl der jährlichen Opfer weit zurückgeschraubt wurde. Ähnlich großartig verlief die Entwicklung des Arbeitszeitrechts und vor allem die der Sozialversicherung. Die alten, vom Vorkriegsdeutschland bereits in ganz bestimmten Formen und stattlichem Umfang ausgebauten Zweige der Sozialversicherung: die Versicherung gegen Krankheit, Unfall, Berufskrankheiten, Arbeitsunfähigkeit infolge von Alter oder Gebrechlichkeit, wurden sowohl nach der Seite der geschützten Personen als auch nach der Seite der Leistungen stark erweitert, und zu diesen Zweigen der Sozialversicherung trat zunächst in der Form der Fürsorge, später in der Gestalt der Versicherung, der Schutz gegen die aus Arbeitslosigkeit entspringende Erwerbslosigkeit. Für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen von Kriegsoffizieren wurde in großzügiger Weise gesorgt. Ferner ist auf Grund der vom Reich erlassenen Fürsorgepflichtverordnung und des preußischen (analog auch in den anderen deutschen Ländern erlassenen) Jugendfürsorgegesetzes nicht nur eine gerechtere und leistungstärkere Armenpflege, sondern auch eine Sonderverordnung für die durch die Inflation arm gemachten Kleinrentner und eine Zusatzversorgung der Unfall- und Invalidenrentner geschaffen, den Unterstützten ein klagbarer Anspruch auf Hilfeleistung zuerkannt, schließlich durch Ausdehnung der allgemeinen Armenpflege auf diejenigen Erwerbslosen, die aus der Versicherung keine Unterstützung beziehen, auch für diese gesorgt worden.

Im ganzen bedeutet diese Sozialpolitik und Fürsorge aus öffentlichen Mitteln eine ungeheure Umschichtung der Einkommen zugunsten der Arbeiterklasse. An sich erfolgt ja die Verteilung des Einkommens in Deutschland heute noch nach dem Zurechnungsmechanismus der kapitalistischen Wirtschaftsgesellschaft, das heißt nach der Wirkung des Zusammenspiels von Arbeit, Boden, Kapitalbesitz und persönlicher qualimonopolistischer Qualifikation. Dabei ist aber das freie Spiel der im Wettbewerb mit einander stehenden Kräfte durch teils wirtschaftliche teils rechtlich geschützte teils machtpolitisch und durch Koalitionen geschaffene künstliche Monopollagen stark beeinflusst. Die Höhe der nach den in Kraft stehenden Tarifen zu zahlenden Löhne zum Beispiel ist im wesentlichen der gewerkschaftlichen Koalition der Arbeiter und dem Charakter der Allgemeingültigkeit zu verdanken, der den Ergebnissen der Kämpfe und Verhandlungen zwischen den organisierten Arbeitern und den organisierten Unternehmern durch das Arbeitsrecht verliehen wird. Es kann gar nicht daran gezweifelt werden, daß der Anteil, der der Arbeiterklasse, soweit sie eben Arbeit hat, am wirklich vorhandenen Nettoproduct der Wirtschaft zufällt, heute wesentlich dadurch in die Höhe getrieben ist, daß das Tarifrecht die Erfolge der Arbeiter und Angestellten in Lohnstreitigkeiten über die gewinnende Gruppe hinaus verallgemeinert. Ebenso hält die Versorgung der Arbeitslosen durch die Öffentliche Hand diese in erheblichem

Umfang davon ab als Lohndrücker zu wirken. Insofern geht also der Anteil der Arbeiterklasse am Sozialprodukt sicherlich weit über das hinaus, was in einer "reinen" kapitalistischen Wirtschaft ihr zuziele, und es hat wahrscheinlich, vor allem während der Inflationszeit, Epochen gegeben, in denen diese Verschiebung in der Höhe des Anteils der Arbeiterklasse am Sozialprodukt, zusammen mit anderen Umständen, dazu geführt hat, daß der Konsum des deutschen Volks überhaupt den Umfang des normalerweise zum laufenden Verbrauch verfügbaren Sozialprodukts übersteigt. Auch die Verteilung des so verbleibenden, den Unternehmern und Kapitaleignern immer noch zufallenden, sehr erheblichen Teils des Sozialprodukts unter den verschiedenen Teilgruppen der Kapitalistenklasse und zwischen ihren Personen regelt sich heute nicht mehr einfach nach den produktiven Beiträgen dieser Produktionsfaktoren zum Produktionsprozeß; auch da ist vielmehr durch monopolistische und monopolähnliche Gebilde, die zum größten Teil organisatorische oder spekulative, zum Teil auch (Vorrechte der 1. Hypotheken, der Pfandbriefe und anderes mehr) gesetzgeberische Kunstprodukte sind, ferner durch das neuzeitliche Recht des Konkurses, der Zwangsvergleiche, der Liquidationen auf der einen Seite und durch die Zoll-, Steuer-, Verkehrstarif- und Subventionspolitik, durch die Osthilfe und ähnliches auf der andern Seite in diese Verteilung tief eingegriffen. Aber auch wenn man die Umgestaltung der Verteilung des Sozialprodukts durch alle diese Faktoren abzieht, bleibt doch noch eine gewaltige Korrektur der definitiven Einkommensverteilung durch die Wirkungen der Sozialpolitik und der Wohlfahrtspflege übrig.

Es ist freilich eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe für den Statistiker die Größe dieser antikapitalistischen Einkommensverschiebung, soweit sie durch Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege bedingt ist, auch nur der Größenordnung nach einigermaßen richtig zu erfassen. Ein erheblicher Teil der Kosten der Sozialversicherung wird nämlich durch Beiträge aufgebracht, die die Arbeiter selbst bezahlen; man müßte also, könnte man glauben, diesen Teil der Einnahmen der Träger der Sozialversicherung von der Gesamtsumme derjenigen Ausgaben absetzen, die von ihnen und von der Öffentlichen Wohlfahrtspflege im Interesse der Versorgten gemacht sind. Man muß aber bedenken, daß sich in Deutschland das Lohnniveau eben zu erheblichem Teil auf politische Momente gründet, daß dabei die errechneten Unkosten einer zugrunde gelegten normalen Lebenshaltung seit mehr als einem Jahrzehnt eine erhebliche Rolle für die schiedsrichterlichen Entscheidungen gespielt haben, daß also eine Quote dieser Beiträge der Versicherten selbst zur Sozialversicherung und ihrer direkten Steuerzahlung als ein Teil der antikapitalistischen Einkommensverschiebung angesehen werden muß, ohne daß es freilich möglich wäre anders als auf dem Weg einer völlig subjektiven Schätzung diese Quote zu bestimmen und in die Rechnung einzusetzen. Eine weitere Unklarheit kommt in die Sache dadurch, daß ein Teil der laufenden Einnahmen zu Rücklagen bei den Trägern der Sozialversicherung verwendet worden ist, die aber ihrerseits teils zur Finanzierung von Anleihen der Öffentlichen Hand, zu einem gewissen Teil aber auch zur Kreditgewährung an Unternehmungen der Industrie und der Land- und Forstwirtschaft gedient haben. Wenn ich also hier die Endziffer der vor einigen Monaten von Rudolf Hilferding aufgestellten Schätzung wiedergebe, wonach sich die jährliche Umlagerung von Einkommen zugunsten der Arbeiter und Angestellten durch Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege auf etwa 10 Milliarden Mark be-

laufen soll, so kann diese Ziffer nur die Bedeutung haben, darzutun, daß hier in der Tat die kapitalistische Einkommensverteilung zugunsten der arbeitenden, arbeitsunfähigen oder arbeitslosen Menschen und ihrer Familien ganz gewaltig korrigiert worden ist. Selbstverständlich bedeutet diese Korrektur der Einkommensverteilung auch eine ebenso starke, im einzelnen freilich bis zu vollständiger Unübersehbarkeit komplizierte Verschiebung in der letzten Verwendung des hier in Rede stehenden großen Teils des Sozialprodukts, der sich in anderm Verhältnis, als es sonst der Fall wäre, zwischen Verbrauch und Kapitalbildung nunmehr aufteilt, und der gleichzeitig in den Arten sowohl des Verbrauchs als auch der Kapitalbildung eine ganz neue Gliederung bedingt. Daß dabei auch die Kapitalbildung durchaus nicht verschwunden ist sondern zu großem Teil nur andere Bahnen geht, ergibt sich zum Beispiel aus dem ungeahnt schnellen Ansteigen der Sparkasseneinlagen seit dem Ende der Inflation, aus der weiten Verbreitung des Besitzes von Wertpapieren gewisser Kategorien unter kleinen Leuten und aus der sehr starken Zunahme des Kleinhausbesitzes in diesen Jahren, wobei ein besonderer Faktor der erwähnten Einkommensumlagerung, der übrigens in seiner Wirkung schwierig abzuschätzen ist: nämlich der Bau von Kleinwohnungen aus Hauszinssteuererträgen und die Finanzierung eines Teils der öffentlichen Wohlfahrtspflege aus der Hauszinssteuer und aus den Gemeindefußschlägen zur Grundvermögenssteuer, dieser Form der Kapitalbildung zu Hilfe kam.

DIESE ganze Schöpfung einer durchgreifenden antikapitalistischen Korrektur der kapitalistischen Einkommensverteilung in Deutschland ist der Arbeiterklasse in ihrem vollen Umfang niemals klar geworden und wird ihr auch heute erst zu einem Teil klar. Es ist ein Grund ihrer Schwäche in dieser Krise, daß diese Korrektur als ungeheure, das soziale Vorzeichen der deutschen Welt vollkommen vom Negativen ins Positive wendende Veränderung von den breiten Massen, die ihre Nutznießer sind, nicht begriffen worden ist. Hätten sie die Größe dieser Errungenschaft rechtzeitig erkannt, so hätten sie auch verstanden, daß so etwas auf die Dauer nur Bestand haben kann, wenn die Politik im ganzen schärfstens auf die Sicherung der Grundlagen dieses Systems und auf die Aufbringung der gewaltigen Mittel ausgerichtet wird. Aber das ist ihnen eben niemals klar geworden. Dazu hat die Agitation der Verbände der Interessenten ebenso viel beigetragen wie die Angst der politischen Parteien vor der Agitation dieser Verbände. Man muß nur von innen her erlebt haben, welche laue Teilnahme die Arbeiterwohlfahrt mit ihrer unermüdlichen Arbeit gefunden, an wieviel passiver Resistenz sie sich wund gerieben und zeitweise hat müde arbeiten müssen, und wie leicht es auf der andern Seite den Verbänden der Invaliden, der Kriegsoffer, der Mieter, der Kleinpächter, der Beamten geworden ist Erfolg auf Erfolg zu erfechten, wie entschieden sich die Gewerkschaften aller Richtungen für eine selbständige Organisation der Verforgung der Arbeitslosen mit Unterstützung, mit Arbeitsvermittlung, mit Berufsberatung eingesetzt haben, wie wehrlos aber, als sie geschaffen war, sie es erduldet haben, daß ihnen das Recht der Selbstverwaltung von einer neuen Bureaucratie aus der Hand gedreht wurde, so gründlich, daß die Verwaltungsausschüsse der Arbeitsämter jetzt glücklich nur noch einmal jährlich zusammengerufen werden müssen. Wer das miterlebt hat, weiß, daß die Errungenschaften der Sozialversicherung und der Wohlfahrtspflege im Bewußtsein der Arbeiter kein Preis sind, der Opfer wert ist.

Gleichzeitig hat sich jede einmal irgendwo geschaffene Organisation der Sozialpolitik gleichsam Unterfände gegraben. Als die Arbeitsämter geschaffen wurden, mußten sie zunächst einmal überall Verwaltungsgebäude bauen, und wo ihnen dies nicht gelungen ist, da ist es normalerweise gewiß nicht ihr Verdienst. Diese Einbetonierung der Behörden der Sozialversicherung wurde in der Wirkung verschlimmert durch eine von oben her bis ins kleinste bevormundende Regelung aller Einzelheiten und im Zusammenhang damit durch eine die Dinge immer mehr komplizierende Rechtsprechung, die schließlich zu einem gradezu abenteuerlichen Scholastizismus und Mandarinismus geführt hat. Man muß, wie es mir seit 7 Jahren bechieden ist, als Leiter eines Versicherungsamts einmal die Aufgabe gehabt haben, wie ich sie in jedem Monat einmal hatte, Streitigkeiten zwischen Krankenkassen und Mitgliedern in 1. Instanz zu entscheiden und in 2. Instanz dann eine gegenteilige Entscheidung zu erleben, um zu ermessen, was in dieser Hinsicht allmählich für eine Flut von Formalismus und Härchenpalterei in der Sozialversicherung entstanden ist. Keiner traut dem andern; kein Unterliegender läßt den Rechtszug unerschöpft, kein Vorgesetzter behandelt die nachgeordnete Stelle als geistig normal, und bei diesem System bleiben die menschlichen Interessen der Versicherten nur zu häufig auf der Strecke, und Jäger von Versicherungsleistungen können nur allzu häufig Erfolge einheimen. In der Wohlfahrtspflege war es bisher in dieser Hinsicht nicht ganz so schlimm, weil den ausführenden Organen, den Bezirksfürsorgeverbänden, eine erhebliche Ermessensfreiheit gesichert war; aber auch hier gab es Inseln eines schauerlichen Bürokratismus und einer zeit- und kostenfressenden konstruktionswütigen Jurisprudenz, beispielsweise die Erlatzforderungen von Fürsorgeverbänden untereinander, die Rechtsprechung des Bundesamts für Heimatwesen und anderes. Alles dies hat zu einer organisatorischen Versteinerung geführt, die eine wirklich vereinfachende, kostensparende Reform des Behördenapparats zu einer wahren Herkulesaufgabe im Augiasfall hat werden lassen.

Diese Gestaltung der Dinge, die Unübersehbarkeit von Verwaltung und Rechtsprechung der Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege, aber auch zum Beispiel des Rechts der Betriebsräte¹ und auf der andern Seite die Lebensfremdheit vieler Entscheidungen, die organisatorische Zersplitterung zum Beispiel der Krankenversicherung sind als Hauptgründe dafür zu betrachten, daß die größte Bereicherung, die der deutschen Arbeiterklasse in der Geschichte jemals zuteil geworden ist, im Bewußtsein der breiten Masse kaum existiert und jedenfalls als lebendige Kraft bei politischen Entscheidungen nicht mitwirkt. Deshalb hat das ganze System, als es durch die Krise in Gefahr geriet, keine entschlossene, nach einem wohlüberlegten Plan operierende und auf die unbeugsame Hilfe der Arbeiter- und Angestelltenmassen sich stützende Verteidigung gefunden, deshalb ist die lachkundige Kritik so wenig imstande gewesen sich durchzusetzen, deshalb sind vermeintliche Interessen der Arbeiterklasse zu Fettschen geworden, an die keiner, der als ein Arbeiterfreund angesehen werden will, auch nur rühren darf.

Allerdings wurde aus den Kreisen der Fachleute produktive Kritik sehr wohl geübt. Aber sie führt ein Scheinleben im luftleeren Raum, an die Öffent-

1) Ist es doch vorgekommen, daß Betriebsräte zu Schadensersatz verurteilt sind, weil sie eine reine Ermessensfrage wie die, ob sie zugunsten eines Entlassenen Einspruch beim Arbeitsgericht erheben sollten, anders beantwortet hatten als das von dem Entlassenen angerufene bürgerliche Gericht. Überhaupt muß ein Betriebsratsmitglied ein Volljurist sein, wenn es nicht in den Schlingen und Fußangeln des Betriebsräterechts unverfehens gefangen sein will.

liche Meinung dringt sie so wenig heran wie an die Gesetzgeber. Charakteristisch ist dafür die Art und Weise, wie jetzt die Bedürftigkeitsprüfung bei dem Bezug von Arbeitslosen- oder Krisenunterstützung geregelt ist. Hier ist durch die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 14. Juni 1932 bestimmt, daß die Beurteilung des Ausmaßes der erforderlichen Unterstützung den Bezirksfürsorgeverbänden übertragen ist, die sie nach den selben, im großen und ganzen durchaus bewährten, Grundätzen, wie sie sie auf die Empfänger von Wohlfahrtsunterstützung anwenden, handhaben sollen. Das Um und Auf dieses Systems ist die Bemessung der Unterstützung nach der Lage des einzelnen Falls. Sowohl laufende wie einmalige Leistungen können gegeben werden, und die Hilfe selbst kann nach Wahl des Bezirksfürsorgeverbands in Geld, in Sachleistungen, in Beschaffung von Arbeit erfolgen. Für die erforderliche Einheitlichkeit sorgen Richtlinien, die aber weder nach oben noch nach unten eine Bindung darstellen sondern nur eine Leitlinie bedeuten, eine Hilfe, um die Höhe der im Einzelfall erforderlichen Unterstützung richtig zu beurteilen. Mag man in Einzelheiten auch an diesem System Kritik üben können, so muß man doch sagen, daß es sich in großen Zügen durchaus bewährt hat. Der gewaltigen Belastungsprobe, daß innerhalb eines Jahres mehr als eine Million ausgesteueter Erwerbsloser den Bezirksfürsorgeverbänden zur weitem Betreuung zugelassen wurden, hat es sich gewachsen gezeigt, wenn auch naturgemäß der alte Grad der Gründlichkeit in der individuellen Bemessung der Unterstützung gegenüber der Flut der neu zu Betreuenden nicht voll hat innegehalten werden können. Der Verfasser der Notverordnung hat nun aber dieses Kernstück in der Bemessung der Unterstützungen in der Wohlfahrtspflege nicht mit übernommen sondern statt dessen Höchstätze der Unterstützung aufgestellt, von denen zwar nach unten, nicht aber nach oben abgewichen werden kann, und die auch für Einzelhilfen keinerlei Raum lassen. Er hat offenbar das System, das er, mit Recht, einführen wollte, überhaupt nicht verstanden und deshalb grade das Kernstück, das, was es so leistungsfähig gemacht hatte (das übrigens, was das System der Fürsorge befähigt hatte jahrelang mit einem bedeutend geringern durchschnittlichen Aufwand für jede unterstützte Partei auszukommen als es bei der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung der Fall gewesen war), mitten aus ihm herausgebrochen. Nichts kann charakteristischer sein für die Nutzlosigkeit aller sachverständigen, auf das Interesse des Hilfsbedürftigen wie auf das Gesamtinteresse gleichmäßig achtenden Kritik als dieser Vorgang. Wäre es nicht eine so verteuert ernste Sache, man wäre verführt mit dem Advokaten Blind aus der Fledermaus zu zitieren: »Verzeihn Sie, daß ich heftig bin, der Gegenstand reißt mich so hin; ich wollt' Sie nicht beleidigen, nein, ich soll Sie ja verteidigen.«

MAN kann heute nicht mehr daran zweifeln, daß die Einkommensverschiebung über das mit dem heutigen kapitalistischen System Verträgliches hinausgegangen ist. Und zwar ist dabei nach mehrfacher Richtung über die Grenze dessen hinausgegriffen worden, was bei Erhaltung des kapitalistischen Systems auf die Dauer politisch und sozialwirtschaftlich möglich ist.

1. Daß über die politische Macht der deutschen Arbeiterklasse hinausgegangen worden ist, bedarf ja heute wohl keines besondern Beweises. Die dauernden Kürzungen aller Leistungen der Sozialversicherung und der Wohlfahrtspflege, weit über das Maß der Geldaufwertung hinaus, beweisen das deutlich; und

es ist leider auch nur allzu erklärlich. Man muß nur einmal bedenken, daß die Macht der Nationalsozialisten, neben vielen anderen Ursachen, doch auch zu gutem Teil darauf zurückzuführen ist, daß allein Unterstützungsbedürftigen von ihren Verbänden und so weiter schon bei der Höhe der Leistungen, wie sie zu Anfang der Krise noch vorhanden war, immer wieder gesagt wurde, ihnen werde nur ganz unzureichend geholfen, und daß sie es schließlich geglaubt haben. Bedauerlich groß ist die Zahl derjenigen Angestellten und Arbeiter, die uns noch dies, dann aber nichts mehr glaubten und sich jenen "radikalen" Gruppen zuwendeten, bei denen sie munter helfen den Ast abzufügen, auf dem sie selbst sitzen. Gewiß sollen andere nicht frei von Schuld gesprochen werden. Jetzt aber ist es höchste Zeit endlich einmal auch von den eignen Fehlern zu sprechen und daraus zu lernen. Wie sieht heute die Politik aus, die unsere Reichstagsfraktion im Sommer 1930 bewog aus der Reichsregierung unsere Vertreter zurückzuziehen, weil wir in einer sozialpolitischen Nebenfrage nicht unsere eigne Meinung hatten durchsetzen können?

2. Ohne Profit raucht kein Schornstein: nämlich in der kapitalistischen Wirtschaft. Es ist die Tragik der sozialistischen Bewegung, daß sie den Ertrag des selben Wirtschaftssystems erhalten und verteidigen muß, das sie durch ein anderes zu ersetzen sich bestrebt; das kapitalistische System zu werfen, indem man es ruiniert, ist eine für den Sozialisten unmögliche Taktik, weil daran nämlich die Träger aller sozialistischen Bestrebungen zugrunde gehen müßten. In der Tat kommt aber die Entwicklung der letzten Jahre hierauf hinaus. Freilich sind es durchaus nicht allein die Sozialversicherung und die Wohlfahrtspflege und die Beamtenbefoldung sowie die zur Aufbringung der Mittel für alles dies geschaffene Steuergesetzgebung, die dieses Ergebnis herbeigeführt haben; viele andere Faktoren, vor allem aber die völlig falsche Front der deutschen Außenpolitik, die an der zeitweise enormen Höhe der deutschen Zahlungen an das Ausland die Hauptschuld trägt, sind hierfür in gleicher Weise verantwortlich zu machen. Aber man darf nicht übersehen, daß es sich hier um ein Bilanzproblem handelt, und daß jeder Teil der Gesamtlast schließlich, je nach dem Gesichtspunkt der jeweiligen Erörterung, als der letzte Strohalm erscheint, der den Packesel zum Erliegen bringt. Es läßt sich nicht bestreiten, daß es vom Standpunkt des Kapitalisten aus im Lauf der letzten 10 Jahre nach und nach sehr wenig reizvoll geworden ist in Deutschland noch als solider und rechtlicher Unternehmer zu wirtschaften. Sieht man das ein, dann muß man auch einsehen, daß man entweder die natürlichen Folgen einer solchen Entwicklung auf sich nehmen oder aber sich entschließen muß ein durchschlagend wirkendes Gegenmittel zu verabreichen. Die natürlichen Folgen einer solchen Entwicklung sind Flucht des Kapitals, soweit möglich, ins Ausland, Flucht der produktiver Unternehmertätigkeit fähigen Köpfe in den Ruhestand oder in den denkbar wüstensten Spekulationskapitalismus, wie ihn Deutschland ja in diesen Jahren in einer fast unvorstellbaren Allgemeinheit und Häßlichkeit ausgebildet hat, und Abdrängung des Kapitals auf die selben spekulativen Wege, soweit es nicht in den Scheingewinnen einer sogenannten Rationalisierung hoffnungslos verlackte. So kam es auch; denn das Gegenmittel wandte man nicht an. Wenn man ein Wirtschaftssystem in der sozialen Verteilung seines Ertrags so ändert, daß sich diese mit der Beibehaltung der treibenden Kräfte des kapitalistischen Wirtschaftens nicht mehr verträgt, und wenn man auf die neueingeführte Art der Ertragsverteilung nicht verzichten will, so muß man eben das Wirtschafts-

System so ändern, daß es ohne den Erwerbstrieb des Unternehmers und ohne seine führende Rolle auskommen kann. Man muß aus der planlosen eine planmäßige Wirtschaft, aus der Konkurrenzwirtschaft eine Koordinations-, eine organisierte Wirtschaft machen. Kann man die Führung des unternehmerischen Individuums nicht mehr haben, so muß man die kollektiven unternehmerischen Kräfte, der Kapitaleigner wie der Arbeiter und Angestellten, einsetzen. Oft und oft ist in den sozialistischen Monatsheften dargelegt worden, wie über die Organisation der Wirtschaftszweige, über die Bezirkswirtschaftsräte, über die Kammer der Arbeit, über Monopole der öffentlichen Hand, über die Entfaltung des kommunalen und des genossenschaftlichen Sozialismus dieser Weg eröffnet werden kann, auf dem Produktion und Politik in der Lage sind der im sozialistischen Sinn vorauseilenden Verteilung rechtzeitig und weit genug zu folgen; und leider muß jetzt wieder das Auseinanderklaffen zwischen der im Kern kapitalistisch gebliebenen und zugleich stark spekulativ entarteten Produktion und der erheblich im antikapitalistischen Sinn entwickelten Ertragsverteilung als eine unerwünschte, aber nicht mehr zu übersehende Bestätigung der hier gegebenen Prognosen betrachtet werden.

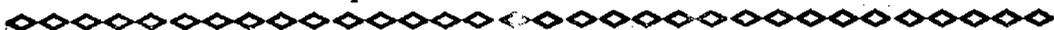
3. Noch einen Schritt weiter müssen wir gehen. Schon in der Inflationszeit ist zeitweilig der deutsche Verbrauch über den Ertrag der Wirtschaft hinausgegangen. Daß der Zahlenschwindel des inflationistischen Systems uns hindert das in Zahlen darzulegen, beweist nicht, das es nicht so gewesen wäre. Immerhin war das seit 1914 erst der 2. gewaltige Aderlaß der deutschen Wirtschaft, und wenn er auch schlimm genug war, um selbst bei richtigstem, sparsamstem Wirtschaften in den anschließenden Jahren noch lange fühlbar zu bleiben, so lag er doch schließlich noch grade im Rahmen der ursprünglich außerordentlich großen und selbst nach der Vierjahresanzapfung im Krieg immer noch stattlichen Kraft Deutschlands. Es ist aber kein Zweifel, daß auch in den Jahren seit dem Ende der Inflation der deutsche Konsum, im ganzen gesehen, zusammen mit den deutschen Reparationsleistungen und den deutschen Investitionen über den laufenden Ertrag der deutschen Wirtschaft sehr stark hinausgegangen ist. Auch hier handelt es sich wesentlich um das Bilanzproblem, nicht um die isolierte Betrachtung einzelner Faktoren, deren Zusammenwirken erst das Ganze bestimmt. Um es recht spitz, vielleicht sogar überspitzt zu formulieren: Wollte sich das deutsche Volk die Erhöhung des laufenden Verbrauchs und die Artverschiebung der Kapitalbildung (nämlich von unmittelbar produktiven Anlagen in Industrie und Landwirtschaft auf nur mittelbar und mit Dehnung auf sehr lange Zeit produktiven Wohnungsbau) gestatten, die mit der antikapitalistischen Neuverteilung des Ertrags verbunden waren, so durfte es nicht Auslandszahlungen in einer Höhe auf sich nehmen, wie sie bei rechtzeitiger und ehrlicher Verständigung mit Frankreich gewiß nicht erforderlich gewesen wäre, so durfte es nicht einem Rationalisierungsimmel erliegen, der vorhandene produktive Kapitalien in größtem Ausmaß in den Schrott warf und den reichlich vorhandenen Produktionsfaktor Deutschlands, die menschliche Arbeitskraft, in wachsendem Maß außer Gefecht setzte, gleichzeitig aber den am knappsten vorhandenen, deshalb teuersten und gleichzeitig limitierenden Produktionsfaktor, das Kapital, in immer größerem Umfang beanspruchte und dadurch auch noch künstlich jede Elastizität gegenüber den immer möglichen Schwankungen der Konjunktur den Unternehmungen nahm. Heute ist nun unausbleiblich, daß die Gesamtheit der 3 Verwendungsarten des Sozialprodukts seiner Größe

angepaßt wird, und heute besteht, nachdem die Einstellung des Hauptteils der Reparationsleistungen zunächst sich als unzureichend erwiesen hat, nur noch die Möglichkeit an einem oder beiden der anderen Teile dieser Verwendung jene Einsparungen durchzuführen, die notwendig sind, um das Gleichgewicht wieder zu erreichen. Das Ausweichen auf den Weg des Kredits ist nicht mehr möglich; viel zu lange wurde er gegangen, viel zu vollständig ist er verstopft. So wird es lediglich von der Macht und von der Einlicht der Arbeiterklasse abhängen, ob, nach so stark bereits erlittener Zurückdrängung des sozialen Elements unserer Wirtschaft, nun auch das letzte Stück unseres Wegs noch auf dem löcherigen Sommerweg des Abbaus der Sozialpolitik oder lieber auf der glatten Bahn zur Gemeinwirtschaft und zur europäischen Einigung zurückgelegt wird.



Es ist keine Zeit mehr die anderen zu beschuldigen, daß sie böse seien. Es ist höchste Zeit das eigne Werkzeug tauglich zu machen. Den Zusammenhang zwischen Sozialgesetzgebung und Wohlfahrtspflege auf der einen und Wirtschaftspolitik auf der andern Seite gilt es endlich zu begreifen und daraus die Konsequenzen zu ziehen. Nicht aus hartnäckiger Eigenbrötlei ist in den Sozialistischen Monatsheften immer wieder dargelegt worden, daß der Ausgang des Kampfs um die Rechte der deutschen Arbeiterklasse davon abhängen wird, ob die Sozialisten es verstehen in allen Richtungen eine Politik zu treiben, die die produktiven Kräfte des Wirtschaftskörpers steigert und dadurch eine große Ausweitung des Reinertrags der nationalen Produktion ermöglicht. Gerade die schwere Krise der Wohlfahrtspflege und der Sozialversicherung lehrt, daß nur ein reiches Volk allen reichlich geben kann; ein armes Volk hat für die vielen immer nur wenig, und ihm kann es gleichgültig sein, welche Personen die kleine Elite ausmachen, der es auch im ärmsten Volk immer noch gut, ja übermäßig gut gehen kann. Schließlich hat der Sozialismus von jeher sein Ideal einer menschlichen Gesellschaft nicht in einer Gleichheit aller im Hungern und in der Kulturlosigkeit sondern in einer Gleichheit aller in der Kultur und im Glück gesehen. Dazu aber bedarf es eines reichen Wirtschaftsertrags, einer Entfesselung aller produktiven Kräfte, einer Unterordnung aller politischen und sozialen Maßnahmen unter den Gesichtspunkt der Förderung der Produktivität. Und was das besondere Problem der Wohlfahrtspflege angeht, so ist auch hier die Unterordnung unter die Notwendigkeit produktiven Wirtschaftens notwendig.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird das Ganze unserer Sozialpolitik gewissenhaft durchgeprüft und durchgestaltet werden müssen. Dabei wird es sich als notwendig erweisen Interessentenforderungen furchtlos entgegenzutreten und den Rentnerlyndikalismus ebenso wenig gelten zu lassen wie sonstige Spielarten der lyndikalistischen Entartungsform der sozialistischen Ideenwelt. Es wird notwendig sein nicht eigne Irrtümer aus Prestigerücklichten aufrechtzuerhalten, sondern sich auf den Kern der deutschen sozialen Leistung der vergangenen Jahre zu belinnen, ihn mit aller Kraft zu verteidigen und die Nebendinge zu opfern, kurz: in dieser furchtbaren Krise die Zitadelle zu halten, mögen auch ein paar Außenwerke fallen, ja unter Umständen sogar das Glacis selber zu räumen. Dies wird die Leitlinie sein, nach der sich die kritische wie die in noch viel höherem Maß auch auf diesem Gebiet erforderliche schöpferische Arbeit zu richten hat.



HANS RABL · ZWISCHENBILANZ DER INDISCHEN RENAISSANCE

MIT der Jahreswende trat die indische Renaissance, inkarniert in der Person des Mohandas Karamtschand Gandhi, den sie den Mahatma, den Großen Weisen, nennen, in ein neues Stadium. Die Round-Table-Konferenz ging ergebnislos auseinander. Gandhi verkündete erneut die Non-Cooperation, er wie die bedeutendsten Führer des All-India-Kongresses, Patel, Bose, Nehru, wurden verhaftet: Es begann eine Phase des Kampfs, die vielleicht ihr Charakteristikum durch das Eintreffen der Prophezeiung Gandhis erhalten wird, der nun begonnene (besser: wiederaufgenommene) Krieg der Gehorsamsverweigerung werde nicht unblutig verlaufen. Ob dieser Abschnitt des Befreiungskampfs, den Jungindien gegen das Britische Weltreich führt, bereits der letzte, endgültig entscheidende sein wird, vermag heute noch niemand vorauszusehen. Immerhin dürfte es manches klären, einiges von dem zukünftigen Geschehen deuten, wenn man versucht eine Zwischenbilanz der jungindischen Renaissancebewegung zu ziehen. Zu allem Anfang sei betont, daß die allindische Bewegung zwar in verschiedenen Richtungen arbeitet, nicht nur politisch, auch kulturell und ökonomisch, doch treten alle anderen Ziele in den Hintergrund gegenüber dem: frei zu werden. Und vielleicht ist es sogar so, daß sehr viele der indischen Nationalisten glauben, es genüge frei zu sein, um alle Fragen Indiens gelöst zu haben. Doch im Hintergrund steht das ökonomische Problem Indiens, für das London nur so lange verantwortlich ist, als es Indien regiert; es wird nicht gelöst sein, wenn Indien frei sein wird. Niemals darf man übersehen, daß die Freiheit Indiens nur ein Anfang sein kann.

In Ghandi den Schöpfer und Initiator der jungindischen Bewegung zu sehen mag bequem sein, doch entspricht es kaum der historischen Wahrheit. Es ist wahr, der Mahatma kämpft seit etwa 30 Jahren für die Freiheit Indiens. Es ist indessen nicht viel mehr als ein Dezennium, daß er die Hindus Indiens führt, sogar auf die Moslems einen schwer errechenbaren Einfluß ausübend. Eine der seinen ganz entgegengesetzte Gruppe von Indern war es, die, zum erstenmal seit dem Zusammenbruch des Sepoyaufstands Nana Sahibs 1857, eine weitreichende politische Aktivität entfaltete. Gezeugt aus den Erkenntnissen des Russisch-Japanischen Kriegs von 1904, genährt von der Gewißheit, daß Europa nicht unbeflegbar sei für Aliens Waffen, entstand 1905 eine Terroristenbewegung, die in Zielsetzung und Mitteln manches mit der russischen Bewegung gemein hatte und zunächst, wie jene, wesentlich in Paris und London domizierte. Die meisten ihrer Anhänger rekrutierten sich aus jungen Indern, die an europäischen Hochschulen studierten; die britische Regierung zog ein enges Spionagenetz um sie, und sicherlich erinnert man sich noch des Schreckensregiments, das über sie hereinbrach, als im Juli 1909 der Student Madan Lal Dhingra, der dafür prompt in einem Hof des Tower gehängt wurde, Sir Curzon Wylie, den unerbittlichsten Spürhund, niederschloß. Aber noch 1912 waren die Terroristen stark genug ein Attentat auf Charles Lord Hardinge, den indischen Vizekönig, zu organisieren; sie konnten es sogar wagen ihre Zentralen dichter an den Kriegsschauplatz, nach Japan und China, heranzuschieben, die 1911 in Amerika organisierte Hindostan-Gadar-Partei bildete ein reiches Reservoir von Aktivisten, der Weltkrieg sah sie sogar die Unterstützung der deutschen Regierung gewinnen, die der in Berlin

gegründeten Indischen Unabhängigkeitskommission von Europa mit Rat und Tat zur Seite stand. Erst der Geheimpolizei der Vereinigten Staaten von Amerika blieb es vorbehalten, nachdem dieser demokratischste aller Staaten in den Weltkrieg eingetreten war, die Organisation mit ihren an den Industrial Workers of the World genugsam erprobten Methoden zu vernichten; in ihrem Buch *Eine Frau allein* hat Agnes Smedley erschütterndes Material über diese Ausrottung einer Handvoll Idealisten durch die Polizeimaschine und ihren Dritten Grad veröffentlicht. Wenn auch die meisten Veteranen dieser zerriebenen Gruppe heute zu Gandhis Fahnen schwören mögen, so dürften ein paar von ihnen immer noch selbständig weiterarbeiten.

In eben die Zeit, in der die Terroristen vernichtet wurden, fällt der politische Aufstieg des englisch erzogenen Ministerlehns und -enkels Gandhi. Seine erste persönliche Bekanntschaft mit der britischen "Farbigen" Verachtung hatte er bereits 1893 in Natal gemacht, als er, der Inder, aus der 1. Klasse der Eisenbahn herausgeworfen wurde. Doch es bedurfte der ungeheuren Erregung, die sich nach dem Erlaß der berüchtigten Rowlattgesetze ganz Indiens bemächtigte, es bedurfte weiter des Nimbus, der sich um den freiwillig armen, arbeitenden, keuschen Brahmanen wob, um ihn und sein Schlagwort Non-Cooperation auf den Gipfel der Popularität zu tragen, den er heute noch innehat. Bekanntlich hatte die britische Regierung auf der Konferenz von Delhi den Indern das Blaue vom Himmel versprochen, wollten sie sie im Weltkrieg unterstützen. Lloyd George hatte, um die 70 Millionen Moslems in Indien bei der Stange zu halten, die Unverletzlichkeit der Türkei und des Kalifats garantiert. Tatsächlich wurden nur ein paar regierungsfreundliche Leute zum Staatsdienst herangezogen, als Renommierschulze Lord Sinha (der 1928 starb), zunächst als Unterstaatssekretär für Indien, später als Gouverneur von Bihar und Orissa. Im übrigen blieb alles beim alten, man erließ Ausnahme Gesetze, die das ruhigte Volk der Welt rebellisch machen mußten, erklärte, 1929 werde eine Kommission »untersuchen, ob es wünschenswert sei den Grad von verantwortlicher Selbstregierung, wie er zurzeit in Indien bestehe, zu ändern oder zu beschneiden«. (Daß der 2bändige Bericht der überall in Indien boykottierten Simonkommission, der 1929 erschien, alle Befürchtungen rechtfertigte, die man 1919 hegte, ist bekannt.) Dank dem Oberhaus, das jeden auf Nichtweiße schießenden Briten eo ipso im Recht sieht, wurde der General Dyer, der 2000 Teilnehmer einer Demonstration zusammenknallen ließ, nicht bestraft. Der Weg für Gandhi war frei.

Am 1. August 1920 erklärte Gandhi im Einverständnis mit dem Nationalkongreß die Non-Cooperation: 1. Niederlegung aller Titel und Ehrenämter, Zurückziehung der Kinder aus den Staatschulen, Meidung der britischen Gerichte und Boykott der fremden Waren, 2. Austritt aus allen Staatsämtern, 3. Verweigerung der Steuerzahlung, 4. Austritt aus dem Polizei- und Heeresdienst. Zugegeben ist, daß Gandhi und seinen Leuten nicht an etwelchen Gesetzen gelegen war, die Indern Staatsstellungen eröffnen sollten, sondern an der Freiheit schlechthin. Ein sehr verständliches Streben indessen, wenn man bedenkt, daß der Ministerpräsident der Kapkolonie Hertzog, nachdem die Dominions 1926 auf der Reichskonferenz selbständig geworden waren, 1929 die Frage »Unterstehen wir nicht immer noch dem Britischen Reich?« so beantworten konnte: »Nein, absolut nicht. Wir sind jetzt 6 freie unabhängige Länder, die sich aus freien Stücken zusammengetan haben, und wir haben das

vollkommene Recht fogar den Namen des Reichs fallen zu lassen, wenn unfer Volk es wüñchen follte.« Und folches, das auch für Ländchen wie Südrhodisien Geltung hat, follte den 320 Millionen Indern ewig verfaßt bleiben? Heute verflucht man abermals den revolutionären Teil Indiens zu beruhigen, indem man den Hauptmann Sikalader Hy Chan zum Stellvertretenden Gouverneur des Pandfchab ernennt. Abgefehen davon, daß diese Ernennung eines Mohammedaners bei den ganz orthodoxen Hindus wohl kaum das befte Echo finden wird, muß man fich darüber klar fein, daß fie eine ebenso leere Gefte ift wie die Beltallung Lord Sinhas. Denn folche Konzeffionen verfangen nicht; es geht um das Ganze, um die freie Selbstregierung Indiens in der Stellung eines unabhängigen, nur freiwillig gebundenen Dominions.

Daß die Freiheit Indiens nur mit den Waffen des Geiftes, ohne Blut und Mord, erftrebt wurde und wird, das erft machte die allindifche Bewegung Gandhis zu dem, was fie heute darftellt: zu einer ganz einzigartigen Revolution, höchstens der des Urchristentums vergleichbar. Mag man immer einwenden, daß die Bewegung nicht trotz fondern grade wegen ihrer Gewaltlofigkeit unwiderftehlich geworden ift, da jeder unerwiderte Schuß eines britifchen Soldaten oder Poliziften im Indienamt zur Detonation kommt, mag man also dieses Prinzip nur für klügste Diplomatie erklären, es bleibt gewaltig und ergreifend immer von neuem halbnackte, bloßfüßige, unbewaffnete Männer, Frauen, Kinder gegen die Panzerwagen der Regierung marschieren zu fehen.

Im September 1921 wurden die Brüder Ali, die Führer der indifchen Moslems, verhaftet, nach einem blutigen Zusammenstoß in Bombay fuspendierte Gandhi die Bewegung, die unblutig, nur durch die Kraft der Idee, wirken follte, im Februar 1922 begann auf den Wunsch des Nationalkongreffes wieder die Non-Cooperation, Gandhi selbst wurde wegen eines Artikels, betitelt Schütteln wir des Löwen Mähne!, in Ahmedabad zu 6 Jahren Gefängnis verurteilt, aber vorfichtigerweise alsbald begnadigt. Seither greift die Bewegung immer weiter um fich. Bald wird Gandhi mächtiger fein als Freeman Thomas Earl of Willingdon, der Vizekönig, vielleicht ift er es schon. Es wäre ein gewaltiger Irrtum zu glauben, die Bewegung ftagniere nun, da Gandhi im Gefängnis fitzt. Freilich hört man wenig von ihr, faßt alle alarmierenden Nachrichten, die aus dem Osten zu uns kommen, betreffen Japan, China und die Mandchurei. Das dürfte aber, jedem Einlichtigen wird es klar fein, nichts anderes beweifen, als daß die Vorgänge in Tokjo, Schanghai und Mukden geeignet find die Öffentliche Meinung der Welt von Indien abzulenken, und daß die Stellen, die es angeht, nach Kräften von dieser Tarnungsmöglichkeit Gebrauch machen. Daß fich Indien und die Junginder mit der Verhaftung ihres verehrten und geliebten Führers gefchlagen gäben, aufhörten für ihre Befreiung zu arbeiten, ift unglaublich, ift unwahr. Wir werden ohne Zweifel erft dann wieder Nachrichten aus Indien bekommen, wenn Dinge gefchehen, die mit keinem Mittel abzuleugnen und zu vertufchen find. Nur von Zusammenstößen zwischen Hindus und Moslems, also nur von einer Zerrüttung der allindifchen Bewegung, weiß Reuter zu berichten. Aber die Abficht ift zu deutlich, als daß man diese fporadifchen Meldungen für vollftändig halten könnte. Außer folchen lokalen, zwar tief bedauerlichen, aber hoffentlich nicht allzu ernst zu nehmenden Zerwürfniffen, die aus einer jahrhundertealten Gegenläzlichkeit unſchwer zu erklären find, follte nichts gefchehen? Vor allem nichts, um eben diese Divergenz aus der Welt zu ſchaffen?

Beständig wird von allen Seiten, die die Selbständigkeit, ja nur die Erklärung zum Dominion für Indien nicht wünschen, das gleiche Argument gebraucht: Indien sei nicht fähig sich selbst zu regieren. In der Tat sehen wir in diesem von 320 Millionen Menschen bewohnten Territorium neben Gebieten, die der britischen Regierung unmittelbar unterstehen, nicht weniger als 700 souveräne und fuzeräne Fürsten, von denen 110 in der Fürstentkammer sitzen. Den Herrschern von Haiderabad oder Maifur gehören 7 bis 10 Millionen Seelen, neben ihnen gibt es Radfchas, die nur ein einziges Dorf beherrschen. Die Regierung wird von 250 Millionen unmittelbar anerkannt, die Fürsten von 70. Weiter: Nicht genug daran, daß noch heute die 4 Stände der Brahmanen (Priester, Gelehrte, Dichter), Kschatrijas (Krieger), Vailijas (Kaufleute, Bauern), Sudras (Handwerker, Arbeiter) streng von einander geschieden sind, zerfallen sie noch in 3000 Unterkasten, deren Zugehörigkeit jeweils erblich ist. Hinzu kommen die Parias, die Kaltenlosen, Unberührbaren (zum zweiten Begriff rechnet der vornehme Inder auch die Sudras), die allein man auf 30 bis 60 Millionen schätzt. Endlich besteht der Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern, die auf $\frac{2}{3}$ respektive $\frac{1}{5}$ des Volks zu schätzen sind. Wie soll, argumentiert man, ein solcherart zerpaltenes Volk sich selbst regieren?

Daß viel von alledem richtig ist, bestreitet am wenigsten die indische Renaissancebewegung. Doch überflieht man im allgemeinen allzu geflissentlich, was sie dagegen und für die Einheit des Volks geleistet hat. Der Gegensatz zwischen Moslems und Hindus ist nicht so groß wie er gern gemacht wird. Das bewies nicht nur die Zusammenetzung der indischen Delegation bei der Round-Table-Konferenz, deren unbestrittener Führer Gandhi war, obgleich ihr auch Moslems angehörten, nicht nur seine gute Zusammenarbeit mit den Brüdern Ali, auch die mohammedanische Bewegung der Rothemden in den Nordwestprovinzen spricht dafür, die täglich neue Anhänger gewinnt und ebenso mit Gandhi selbst wie mit den Hindus im allgemeinen, besonders mit denen der untersten Kasten, sympathisiert. Was das Problem der Kasten, insbesondere der Kaltenlosen, anlangt, ist nicht nur Gandhi, sondern auch Ramananda Tschetterdschi, der Vorsitzende des Nationalkongresses von 1929, mit anderen Führern der Bewegung immer wieder für sie und ihre Gleichstellung eingetreten. Tschetterdschi war es, der nachwies, daß die Schrutis, die heiligen Schriften, und insbesondere die Upanischaden, ihre verehrtesten Teile, keinerlei Anlaß geben an der These der Unberührbarkeit gewisser Volksgenossen festzuhalten. Allerdings wird es hohe Zeit, daß aus den Parias endlich gleichberechtigte Bürger werden, sonst möchte der Fall eintreten, daß sie zu anderen Religionsgemeinschaften übertreten und damit nicht nur dem Hinduismus sondern auch der allindischen Bewegung verlorengehen. Schon heute machen die Mohammedaner unter den Parias zahlreiche Profelyten. Vor allem ein Vorschlag Gandhis kann, wenn er durchgeht, mit einem Schlag in diese Vielfalt von Kasten und Interessen eine Einheit bringen, der nämlich die Unterkasten aufzulösen und nur noch die 4 Stände bestehen zu lassen. Damit wäre man etwa bei der Volksgliederung des deutschen Mittelalters angelangt: ein ungeheurer Fortschritt für Indien und zugleich eine greifbare Möglichkeit sich selbst zu regieren. Denn, 4 Stände vorausgesetzt, könnte die unerhörte Ungerechtigkeit nicht länger bestehen bleiben, daß in Indien von 320 Millionen Einwohnern 312 Millionen der Politik ferngehalten werden, und nur 8 Millionen wahlberechtigt sind. (An dieser Stelle ist anzumerken, daß die britische Regierung mit ihrer Argumentation ein einigermaßen frivoles

Spiel treibt. Zwischen den Angehörigen verschiedener Kasten sind, dem indischen Ritus nach, Heiraten sehr wohl möglich, und grade die Gerichte eben der Regierung, die mit den Lippen den Zerfall der Bevölkerung in Kasten beklagt, sind es, die Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Kasten in ständiger Rechtsprechung nicht anerkennen.) Gandhi selbst läuft in jeder Weise gegen die Kasten Sturm, und seine täglich wachsende Anhängerzahl beweist, daß ein Erfolg in dieser Richtung notwendig und in Bälde kommen muß. Nicht nur, daß, wie er selbst, jeder seiner Anhänger, mag er auch der höchsten Kaste angehören, körperliche Arbeit verrichten muß, hat er zum Beispiel der Deutschen Helene Haubding den Besuch des heiligsten Tempels in Benares ermöglicht, dabei eklatant die Tradition verletzend: eklatant und nicht nur ungestraft, nein, bejubelt. Seine Argumentation, daß Helene Haubding, indem sie die Partei der Hindus ergriff und mit ihnen lebte, selbst Hindu und also zum Betreten des Tempels berechtigt geworden sei, hebt in letzter Konsequenz bereits alle Kastenunterschiede auf, und Sache der Bewegung muß es nun sein diesen Schluß zu ziehen. Bei der unmeßbaren Verehrung, die der Mahatma genießt, durchaus kein Ding der Unmöglichkeit.

Grade der Charakter der hinduistischen Religion ist es, der eine solche Lösung wesentlich erleichtert. Zu rechnen ist ja nicht mit unbeugbaren Dogmen, starr wie etwa die der mittelalterlichen Kirche, sondern mit einer Religion, die zwar den unbedingten Lebensprimat besitzt, aber dafür auch unendlich tolerant ist. Nicht weniger als 6 Systemgruppen stehen gleichberechtigt neben einander, obgleich sie sich für okzidentalische Hirne erbittert zu widersprechen scheinen. Man kann Theist, Pantheist, Atheist sein, die Welt als Realität oder Illusion sehen, sie atomistisch oder evolutionär aus der Urmaterie entstanden glauben, und bei alledem stets ein orthodoxer Hindu sein. Alle diese Systemgruppen beanspruchen nicht wahre, allein richtige Welt-erklärungen zu geben sondern nur mögliche Anschauungsweisen, die zu dem intuitiv erkannten gleichen Ziel führen. In sie die neuen Anschauungsformen über das Kastenwesen einzubauen sollte durchaus möglich sein.

Wie erst im und durch den Weltkrieg die allindische Bewegung eigentlich in Fluß gekommen ist, haben die Missionare der christlichen Bekenntnisse grade durch ihn ungeheuer viel Boden verloren. Wenn sich heute 2 führende Inder zu folgenden Äußerungen in der Lage fühlen, beweist das wohl genug über den unsichern Stand der christlichen Missionstätigkeit: »Der christliche Missionar hat keine Möglichkeit sich Gehör zu verschaffen, wenn er nicht zwischen Christus und dem Christentum und zwischen dem Christentum und der westlichen Zivilisation unterscheidet.« Und: »Ich interessiere mich mehr für Religion als für Politik, und ich verehere Jesus sehr, aber seine Verbindung mit dem Westen gereicht ihm zum Nachteil.« Wenn man dagegenhält, daß die mohammedanische Missionstätigkeit heute in Indien so rege ist, daß Rabindranath Takkur befürchtet, Indien könne wieder, wie zu den Zeiten Mohammed Schahs, unter die Herrschaft des Islams geraten, daß die 1920 gegründete islamische Millionsgesellschaft Dschamiab heute bereits zahlreiche Waisenhäuser, Volksschulen, Krankenhäuser, Armenapotheken unterhalten kann, mag man selbst entscheiden, wie gering die Möglichkeiten der christlichen Mission in Indien heute noch sind. Und noch immer war es so, daß der Missionar der wahre und eigentliche Kolonifator war, der die unterworfenen Völker mit der fremden Herrschaft zu versöhnen hatte.

Dennoch scheint sich die britische Regierung ihrer Macht heute so sicher zu fühlen wie je. Ihr stehen zwar nur 60 000 weiße und 400 000 eingeborene Soldaten zur Verfügung, aber dessen ungeachtet baut sie in Imperial Delhi eine neue Regierungsfstadt von außerordentlicher Anlage, die neben der Sommerhauptstadt Simla die Regierung beherbergen wird, sie baut weiter Häfen, Kanäle, Tallperrn, Stauwerke, Bahnen, als gäbe es keinen Gandhi und keine allindische Bewegung, als sei ihre Herrschaft für alle Zeiten gesichert. Vertraut sie auf die Disziplin der Anhänger Gandhis und ihre Gewaltlosigkeit, und ist sie entschlossen lediglich der Gewalt zu weichen? Weiß sie nicht, daß zuletzt Ideen noch immer mächtiger waren als Tanks?

Heute, da eine Generation von Indern lebt, die zum größten Teil, soweit sie nicht aus Analphabeten besteht, durch die britischen, antiindischen Schulen gegangen ist, mag sie recht haben. Aber wie wird es morgen sein? Gewiß, die indische Kultur ist fast nirgends mehr lebendig; außer im Radschputana gibt es keine indische Architektur, die Bildhauerei steht auf beklagenswert tiefer Stufe. Aber allenthalben regt es sich wieder. Die indische Musik wird geliebt wie nur je, die Malerei, ganz wieder an die dekorativen Prinzipien früherer Zeiten anknüpfend, lebt, vor allem in Bengalen, wieder auf, und niemand kann sagen, diese neue Befruchtung sei das Werk des Inobitischen Exotismus Europas. Die indische Kunst ist ihres schweren Symbolismus wegen bei uns nie so populär gewesen wie die Werke der Chinesen, Japaner, Neger, Malaien, die neue Welle flutet nicht etwa aus Europa zurück, die indische Renaissance ist es einzig und allein, die sie hervorgerufen hat. Zuzugeben ist, daß heute das Englische das Esperanto Indiens bildet. Nicht nur muß der Nationalkongreß, soll er für alle Teilnehmer verständlich verhandeln, englisch sprechen, auch der indische Schriftsteller, schreibe er im Urdu wie Iqbal, im Bengali wie Takkur, Kemana Roy und Tichadardshi, der Dichter der neuen indischen Volkshymne Bande Mataram, im Gudschherati wie Gandhi, wird nur dann allen Volksgenossen verständlich, wenn er seine Werke ins Englische übertragen läßt. Konsequent nur und nicht etwa renegatenhaft ist es daher, wenn Serodhini Naidu, Indiens größte Dichterin, englisch schreibt. Aber nicht zu leugnen ist, daß die Gedankenwelt aller dieser Schriftsteller trotz ihren verschiedenen Sprachen völlig einheitlich ist. Zwar finden wir bei ihnen europäische Elemente, Takkur wäre ebensovienig ohne Shelley denkbar wie Iqbal ohne Goethe und Gandhi ohne Tolstoj, aber bereits beweisen Wissenschaftler wie Raman, der Nobelpreisträger für Physik 1930, Bose und Ray, daß die englischen Schulen und Universitäten, in denen die jungen Inder zu Europäern 2. Klasse herabgebildet werden, überflüssig geworden sind, daß die indischen Bildungststätten, von denen Gandhi den Volksschulen seine besondere Aufmerksamkeit widmet, ebenfogut arbeiten, was die Wissenschaften betrifft, ohne dabei die nationalen Inhalte vernachlässigen zu müssen.

Mit dem unaufhaltamen Anwachsen der jungindischen Bewegung ist der eklatante Beweis erbracht (und an keinem Objekt konnte er so klar und deutlich geführt werden wie an Indien), daß die britische Kolonialauffassung Schiffbruch gelitten hat, daß sie nicht mehr ausreicht. Seit jeher hat sie mit der französischen Auffassung von dem, was Kolonisierung sein und heißen soll, im Kampf gelegen. Von Colbert und Richelieu, den Initiatoren der französischen Kolonialpolitik, an vertrat Frankreich die Meinung, der Andersfarbige solle zum gleichberechtigten Vollbürger des französischen Staats

erzogen, herangebildet werden. In Britannien dagegen huldigte man der Ansicht, es sei zwischen dem Nichtweißen und dem Weißen ein scharfer Trennungsstrich zu ziehen. Doch kein Volk der Erde, auch kein "farbiges", läßt sich auf die Dauer als Ausbeutungsobjekt behandeln. Kein Volk der Erde duldet es über die Achsel als coloured people betrachtet zu werden, regiert zu sein von ewig wechselnden Beamten, ausgebeutet von dauernd anderen fremden Kaufleuten, preisgegeben, ohne Einfluß auf das eigne Schicksal, unterworfen auf Gnade und Ungnade und im eigentlichen Sinn des Worts. Wirklich, diese Lehre der Briten hat ein für allemal ausgespielt. <Es ist schlimm, daß in Deutschland grade diejenigen Kreise, die mit Recht auf eine neue deutsche Kolonisationsbetätigung hinarbeiten, davon nichts merken und wissen wollen. Ebenso wie es unendlich bezeichnend ist, daß die Katholische Kirche mit ihrer anerkannt feinen Witterung für alle Strömungen der Zeiten das englische Kolonisierungsprinzip seit der Inthronisation Pius XI fallen ließ und heute schon ein gutes Dutzend "farbige" Bischöfe hat, während es noch unter Benedikt XV für einen Nichtweißen fast unmöglich war auch nur Priester zu werden. Daß dagegen die evangelischen Bekenntnisse immer noch englisch denken, versteht sich von selbst.>

Wenn die Regierungen der weißen Länder überhaupt ihre Kolonien halten wollen, ist es nur möglich durch die Befolgung des französischen Kurses. Allerdings ist es sehr fraglich, ob man in London, traditionsgebunden wie man nun einmal ist, das Steuer herumwerfen kann und will. Ob weiter eine solche Kursänderung dem Empire seine wichtigste Kronkolonie zu retten vermöchte. Vielleicht ist die jungindische Bewegung bereits viel zu weit vorgeschritten. Doch ist noch Zeit die bösen Erfahrungen, die man selbst provoziert hat, wenigstens auf anderen Gebieten nutzbar zu machen. Die neue Regierung MacDonald hat viel für die Festigung des Empire geleistet, soweit es die weißen Kolonien, die Dominions, angeht. In der Indischen Frage hat auch sie bis jetzt verlagert wie noch jede britische Regierung vor ihr. Und bewundernswert an diesem Kampf ist nichts als die Konsequenz, mit der jeder ihrer Fehler von den Jungindern sofort ausgenutzt wird.

Ob hier noch einmal Ruhe eintreten wird, ob es möglich ist zwischen London und Indien einen modus vivendi zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß es nichts Falscheres gibt, als wenn Außenstehende sich in diesen Streit mischen. Einzig an den beiden Beteiligten ist es ihre Sache zum Austrag zu bringen, strikteste Neutralität allein die Haltung, die den übrigen Mächten, vor allem Deutschland, anempfohlen werden muß. Alle aber haben sie aus dieser Phase der englischen Kolonisation zu lernen, daß kolonisieren heute nur kann und darf, wer sich in seinem Wesen stark und gefestigt genug weiß neben sich neue, junge Kräfte zu dulden, ja sie sogar an sich zieht und nicht die verhängnisvolle Schranke der alten Überheblichkeit aufrichtet.

ADOLF BEHNE · NUR EINE REPRODUKTION



IN seinen Lebenserinnerungen stellt Wilhelm von Bode fest, daß bei der Einrichtung des Germanischen Museums in Nürnberg etwa 2 Millionen Mark hätten erspart werden können, »für die in jenen Jahren so ziemlich alles, was von deutscher Kunst in den Handel kam, hätte erworben werden können«. Leider lesen wir bereits auf der nächsten Seite, daß Bode, als im Jahr 1901 eine außer-

ordentliche Bewilligung von 2 000 000 Mark für ein eignes Museum perfekt geworden war, schleunigst zum Einkaufen nach Italien fuhr. Er hat dort einige Lücken der italienischen Kunst in den deutschen Beständen ausfüllen können. Ob es aber nicht sehr viel wichtiger gewesen wäre die schlimmsten Lücken der deutschen Bestände selber zu schließen? Es läßt sich freilich schwer behaupten, daß damals grade ein Grünewald zu haben gewesen wäre. Aber 25 Jahre zuvor sind die beiden Tauberbischofsheimer Tafeln den Berliner Museen angeboten worden, und Bode griff nicht zu. (In den beiden Bänden seiner Erinnerungen wird der Name Grünewald nicht ein einzigesmal erwähnt.) Bode erzählt uns in dieser Zeit von »Anfertigung von Schildern«, »häufigen Umstellungen und Magazinierungen« und von der »Verwilderung der Aufseher«. Bode, der sich auch gegen jede Erwerbung eines Greco gestemmt hat, so daß Greco wohl für immer in der spanischen Kollektion Berlins fehlen wird, ist nicht ohne Schuld, wenn im Museum der deutschen Hauptstadt, an dessen Bau sich ein Dutzend Millionen hätten ersparen lassen, der größte deutsche Maler fehlt. Und das ist ein Verhängnis.

Denn es handelt sich ja hierbei nicht um irgendeine "Lücke" sondern um die Verurteilung der repräsentativen deutschen Sammlung zu einem Torso für immer; nicht anders, als wenn in den Florentiner Museen Michelangelo nicht vertreten wäre. Es wäre abgeschmackt irgendein Wort gegen Dürer zu sagen, den Bodes beispiellose Energie für Berlin noch so großartig erobert hat. Aber daß die Kunst der deutschen Malerei in Grünewald gipfelt, das kann uns aufs neue die schöne Farbproduktion lehren, die der Münchener Hanfstaenglverlag eben nach der Stuppacher Madonna herausgebracht hat. Die Liebe und Treue, mit der die kleine Gemeinde von Stuppach an diesem ihrem Grünewaldsbild hängt, ist unbedingt erfreulich. Aber Stuppach, in der Nähe von Mergentheim, ist nicht ganz leicht zu erreichen. Das Werk ist dort für die deutsche Öffentlichkeit etwas versteckt: ein Grund mehr jene Reproduktion als eine künstlerische Notwendigkeit dankbar zu begrüßen. Sie ist nach der durch Josef von Tettenborn (der jetzt vor einem Vierteljahr, am 26. April, starb) vorgenommenen und im vorigen Sommer beendeten sorgfältigen Reinigung des Bildes in der Stuttgarter Galerie hergestellt worden.

Nur eine Reproduktion. Aber auch in der Verkleinerung und damit verbundenen Übersetzung ein hinreißendes Juwel deutscher Malkunst.

Die Buchweisheit sieht in Grünewald einen "Spätgotiker". Richtiger wäre es schon ihn den ersten großen Barockmeister zu nennen. Aber *jeder* Stilbegriff wird schief, weil hier eine Freiheit ist, die nur ihr eignes Gesetz hat. Wie ist in dem roten Gewand der Mutter das Rot in Bewegung, jede Starrheit der Lokalfarbe gewichen vor leuchtenden Höhen über purpurnen Tiefen. Wie erregend geht das Blau des Mantels siegreich durch die Fläche, nur strömende Farbe, bald schmaler Steg, bald breites Lagern, bald milde und glatt, bald bauschig und flatternd. Zu welcher Pracht steigert den Klang hier das Weiß der Lilien, dort ein gedämpftes Lila. Gelb fließt festlich als schmale Borte ein, und ein weißer Schleier zieht, beispiellos in dieser Zeit, hauchfeine Spuren abwärts. Ein wahres Wunder die Wiese zur Stadt hin. Vor ihrem hellen Grün stehen dunkelgrüne Blätter eines Strauchs, und läßt die koloristische Einheit des Gewands schon an Rubens denken, so gehen hier die Empfindungen generationenweit voraus: zu Manet. Aber dieser volle, reiche Klang aus Rot und Blau, aus Lila und Grün kommt erst zur Vollendung

mit dem klaren Gelb, das über dem Haupt der Maria unter dem herrlich gewölbten Regenbogen leuchtet. Über dem Bogen dann wieder Blau des Himmels, Weiß der Bergeshöhen, Gelb und Rot im Nimbus Gottes. Hier ist ein so reines Schweben in farbiger Bewegung, eine so vollkommene Lösung vom gegenständlichen Für-sich-Sein, daß keine Parallele in der Zeit existiert. Das Grau der Stadt steht zu dem Wieselgrün mit letzter Sicherheit der Nuance, wie auf der Gegenseite das bräunliche Lachsrot des Münsters, der nichts von Spätgotik hat, zum Gewand. Reich und zauberhaft sind alle Übergänge, niemals "schön" an und für sich, immer aus der Totalvorstellung dieses braufenden Farbganzen heraus gestaltet und in diesem Zusammen dann von letzter Schönheit. Wo gibt es in dieser Zeit Erfindungen, wie das Zusammentreffen von dunklem Moosgrün mit hellem Terrakotton, von tiefstem Blau mit bläulichem Grau und mit bläulichem Weiß? Das Auge wird nicht müde der kostbaren Einzelheiten. Ein Wunderwerk das Stilleben zu Füßen der Madonna oder die unendliche schwebende Weite hinter ihrem Haupt. Da ist zwischen dem Gelb des Himmels, dem hellen Braun des Haars und dem hellen Rot des Münsters ein Stückchen zartesten Blaus, wie es erst der ganz späte Rubens ähnlich wieder kennt, etwa in der Andromeda, und unterhalb dieses Engpasses fließt wieder gelb der strahlende Lichtreflex zwischen dem dunklen Samtgrün der buschigen Zweige (deren Linienführung von rokokohaftem Grazie ist) und dem warmen milden Blau des Mantels.

Grünwald ist heute nicht mehr verkannt und vergessen. Aber daß er ein höchstes Wunder der deutschen Kunst ist (und nicht nur der deutschen), das sieht man in Deutschland wohl immer noch nicht. Die Reproduktion möge dazu helfen ihn endlich richtig zu sehen: als den einzigen Deutschen, der als Maler den größten Musikern Deutschlands ebenbürtig ist, ebenbürtig als Gestalter der Farbe dem Tongestalter Johann Sebastian Bach.

LISBETH STERN · VON UNSERER STELLUNG ZU DEN DINGEN

KÜRZLICH war in Berlin, in einem Ladenraum am Kurfürstendamm, eine Ausstellung unter der Bezeichnung Hingabe zu sehen. Das ist das Wort, das man vor längerer Zeit an Zäunen und Mauern mit weißer Farbe hingemalt sah. Die Ausstellung war eine Zusammenstellung von Zeitungsbildern und Zeitungsausschnitten von Begebenheiten, wo einzelne oder mehrere für eine Idee sich geopfert haben, von Jahrhunderten zurück bis heute. Man bekommt in diesem Nebeneinander einen verwirrenden und unheimlichen Eindruck von der Leidenschaft, mit der diese Ameisenwelt der Menschen ihr Leben betreibt. So verwirrend, weil in der Ausstellung eben alle Tendenzen neben einander gestellt waren. Das Resümee war deprimierend. Wofür denn eigentlich das leidenschaftliche Gehabe und das Hin- und Herlaufen, wenn man keine Richtung sieht? Nicht die Hingabe an sich, nur die Substanz, der sie dient, entscheidet. Das Ziel freilich ist nicht mit unseren alten Begriffen vorwegzunehmen. Das wahre Schöpferwort gibt den Begriff erst mit der Sache selbst. Und etwas davon gilt auch für den Prozeß des Erkennens.

Eine Buchreihe, die der Verlag Herbig in Berlin herausbringt, versucht eine »Lebensdeutung« an Werken der Bildenden Kunst. Sie begann mit einer

Bildfolge Frauentum. Dieses Buch enthält ausgezeichnete und gut zusammengestellte Photographien. Sie wollen die Hauptphafen des Frauentums an uns vorüberführen und seine besondere Art der Verwurzelung im Leben. Sie geben die Liebe, die Ehe, die Mutterschaft, ihr unermüdliches Opfer und schließlich das Alter. Alles ist aber von einem schlimmen Text begleitet, zum Teil in Versen, zum Teil in rhythmischer Prosa. Die Herausgeberin, Carla Schneider, will viel, sie greift nach dem Großen. Aber das ist es, was eine gegnerische Reaktion auslöst, so daß alle unsere geistigen Poren sich rasch und fest verschließen. Denn: Letztes geben zu wollen ist ein Unterfangen, das selten bestraft unternommen wird. Es gibt nun einmal Dinge, die man nicht direkt aufnehmen kann, die erst in ihren Ausstrahlungen klar und faßbar werden. Man könnte es mit der Sonne vergleichen: Ich weiß von ihr und von all dem Guten, was sie kann, sicher weniger, wenn ich sie selbst ansehe, als wenn ich um mich die beschienenen Dinge sehe. Mit einem Baum im Frühling, der seine Blätter in der Sonne streckt und lockert, habe ich mehr Verbindung als mit der Sonne selbst.

Und es ist mehr oder weniger überall das selbe. Ich weiß zum Beispiel: Dieser und jener ist ein guter Mensch. Und dabei weiß ich nicht, was überhaupt Gutsein ist. Ich weiß, daß jener schön oder auch häßlich ist, und weiß doch nichts von der Schönheit oder der Häßlichkeit selbst. Aber den Menschen, den guten, schönen oder häßlichen, den kenne ich gut, und ich weiß, daß er gut ist oder schön oder häßlich. Den sehe ich, und den verstehe ich. Und dabei müßte ich ihn ja immer noch besser zu sehen und zu verstehen lernen. Immer besser: eigentlich bis ins Unendliche hinein. Schließlich, wenn man dann alt und weise genug sein würde, müßte sich das Bild der Dinge vielleicht so schließen können, daß ein Ding das andere trägt, und daß aus jedem dann die ganze Welt zu sprechen vermag.

Das wäre eine milde und eine gute Weisheit.

ERICH GUTKIND · ERINNERUNG AN FREDERIK VAN EEDEN



IN Großer unserer Zeitgenossen ist still von uns gegangen. Ein Bahnbrecher der kommenden Dinge, die zum Teil schon gegenwärtig geworden sind und uns leicht vergessen lassen, wer sie heraufführte. Die Heroenzeit der großen Weltwende, in der wir leben, beginnt schon in die Geschichte einzugehen. Im ländlichen Bultum, nahe Amsterdam, starb Frederik van Eeden, 72 Jahre alt. Die letzten Jahre hatte er in einer Art Dämmerzustand durchlebt, vielleicht als Folge apoplektischer Attacken. Der Tod war eine Erlösung: mehr für die, die ihm nahestanden und gequält das Hinwelken dieses mächtigen Menschen mitansehen mußten, als für ihn selbst. Denn subjektiv hat van Eeden wohl kaum gelitten. Er lebte in der gewaltigen Welt seines Traumlebens, das stets von einer fast furchtbaren Realität war. Eine der charaktervollsten Emanationen des holländischen Genius ist dahin. Man muß fürchten: eine der letzten.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein die Daten über van Eeden herzusetzen, die man jedem Nachschlagewerk entnehmen kann. Einem seiner nahen Freunde sei es erlaubt einige Erinnerungen an ihn aufzuzeichnen. Denn seine Bedeutung liegt nicht allein in dem, was er dichtete, sondern in

feiner persönlichen Gegenwart. Und diese eben ist nicht ganz leicht zu verstehen. Seine Romane (in jedem Buchladen liegen sie aus) sind längst ein Bestand der deutschen Literatur geworden. Übrigens sei hier angemerkt, daß van Eeden keineswegs, wie man erzählt, ein "Deutschenhasser" war. Er war einer der vorzüglichsten Kenner der deutschen Kultur und Sprache, die er meisterhaft und sogar dichterisch beherrschte und liebte. Was er "haßte", war das, was alle Welt verabscheut, und was auch jedem wesenhaften Deutschen als das Unglück Deutschlands erscheint. Seine Person aber ist so repräsentativ, weil in ihm die alte Zeit mit dem kommenden Äon ihre ersten schweren Zusammenstöße hatte. Weil in seiner Seele die ersten großen Entscheidungs- und Durchbruchschlachten eines neuen Weltalters geschlagen wurden. Diese Momente sind aber die eigentlich schicksalhaften jedes Neubeginns, gleichsam die Kinderstube des heraufsteigenden Säkulums und oft stärker entscheidend als spätere Stadien. In van Eeden lieferten die alten religiösen und mythischen Traditionen mit einem modernen sozialistischen weltlichen Verantwortungsgefühl täglich ihre Schlachten. So ist es bezeichnend, daß dieser Liebhaber und feinste Kenner alter holländischer Malerei zugleich einer der allerersten Entdecker van Goghs war.

Um die Weite seiner Spannung zu verstehen, muß man wissen, was das alte Holland ist. Noch immer ein unbekanntes Land, das konservativste Europas. Das alte mythische Holland ist einer der wenigen Überreste echter "Meereskultur", die es noch auf Erden gibt. Und Meereskulturen sind der archaischste Typus der Kulturen, nach den Einsichten moderner Ethnologie. Dies bestätigt die Psychoanalyse durch ihre große Entdeckung der thalassischen Triebe, unbewußte Rückschläge und Rückgriffe auf dieses uralte Menschheitsstadium. Frederik van Eeden war solch ein Meeresmensch. Ein echter Holländer, eine durch und durch charaktervolle Ausprägung dieses versponnenen, etwas unheimlichen Landes, das, durch seine Deiche nur künstlich dem Meer abgerungen, gleichsam unter dem Meer liegt. Und zugleich war dieser Mann großen Formats ein Kosmopolit, der in allen europäischen Sprachen und Gesellschaftskreisen sich weltmännisch bewegte.

Wir wurden zusammengeführt durch ein Buch des Schreibers dieser Zeilen, 1910 veröffentlicht, aber schon früher konzipiert, dem van Eeden, als er es in die Hände bekam, sofort begeistert zustimmte. Das Buch hatte gezeigt, daß der Mensch eine andere Daseinsform hat als die Natur, die unter dem Menschen liegt, und daß der Mensch von der Natur emanzipiert werden kann. Es opponiert gegen den materialistischen Naturalismus und zeigt, daß eben grade das weltliche Dasein des Menschen das wahre transzendente ist. Van Eeden kündigte uns seinen Besuch in Berlin an. Der zu uns ins Zimmer trat, mit Spannung erwartet, sah keineswegs aus wie ein "Literat" oder ein "Dichter" oder ein "Idealist" sondern wie ein Seefahrer; fast wie der Kapitän eines Schiffs. Stahlharte Kraft, die Geschmeidigkeit eines Panthers, herrlich konkret blickende leuchtend blaue Augen, die bisweilen gefährlich blitzten. Und eine wunderbare Hand, wie warme Erde, deren Druck man nie vergessen kann. Der "Tollstoj Hollands" war nicht ein Alket oder Träumer sondern ein Weltmann, der verstand ein Segelschiff oder ein Pferd zu meistern. Und dennoch ein gewaltiger Träumer. Jene abgründigen Meeres-tiefen erwachten in der Nacht in ihm zu beispielloser Stärke. Und am Morgen pflegte er sofort diese Erlebnisse in einem "Traumbuch" aufzuzeichnen.

Wir beschlossen zusammenzubleiben und sind es geblieben. Wir bildeten etwas, was wir stolz die Urzelle nannten. Die Urzelle nämlich zu einem "Kreis", einer kleinen Anzahl von Männern mehrerer Nationen. Unser Gedanke war: Vollendete schonungsloseste Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Gesprächs *muß* zur Verständigung führen. Nicht zur Übereinstimmung der Meinungen, die wir gar nicht anstrebten. Aber zur Einheit im Verstehen. So geeinte Menschen sind als Gruppe eine Macht, die Großes vermag. Wir waren im ersten Beginn, da brach der Krieg aus. Waren noch nicht kristallisiert genug, um Standhalten zu können. Wir wurden auseinandergerissen, aber doch nicht völlig zerstört. Van Eeden schilderte den Glanz der gemeinsamen Tage in einem herrlichen Tagebuch, eines der erschütternden menschlichen Dokumente, von schlichter Einfachheit. Der geringe Anlaß hatte genügt, um einen quasi esoterischen unöffentlichen Einfluß ausströmen zu lassen, der manches befruchtet hat, das heute öffentliches Gut ist. Zwei von uns verloren wir durch nationalistischen Meuchelmord: Gustav Landauer, uns tief verbunden, und, etwas loser zu uns stehend, aber mit dem entschiedenen Wunsch eng zu uns zu treten, Walter Rathenau.

Die sozialistischen Versuche, kooperativer Art, van Eedens sind weniger bekannt und liegen weit zurück. Sie endeten mit der Auflösung der Unternehmung und dem Verlust des aufgewandten Geldes. Pionierarbeit. Später wiederholte van Eeden einen etwas abgeänderten Versuch in Amerika, in einem nach ihm benannten Ort. Seine sozialistischen Ideen legte er in einem Buch nieder, das er Die freudige Welt nannte, und das englisch und deutsch erschien. Ewig kämpfte in ihm jene dunkle verschlossene innere abgründige Welt mit der »freudigen« Welt. Immer wieder trieb es ihn zu phantastischen Experimenten. Mochte aber vielleicht dieser Zweiweltenkampf auf die Dauer zu zerreißen für das Leben eines einzelnen, sei er selbst so stark wie van Eeden, es bekamen, einige Jahre nach dem Krieg, mystische weltabgewandte Tendenzen in seiner Seele die Oberhand. Viel mag auch der Tod seines Sohnes Paul dazu beigetragen haben. Van Eeden vertiefte sich immer weiter in parapsychologische Studien. Er hat der berühmten Society for Psychical Research, die eben ihr 50jähriges Jubiläum feiert, als aktives Mitglied angehört. Diese Gesellschaft will die Frage der Telepathie und der Fortdauer der Seele über den Tod hinaus wissenschaftlich zur Beantwortung bringen, positiv oder negativ. Die Überlast seines stürmischen, problemdurchschüttelten Lebens mag van Eeden dazu geführt haben schließlich nach einem stillen Hafen auszufahren. Er geriet unter katholischen Einfluß. Eine Wolke mächtiger Dunkelheit schien nun mit ihm zu schreiten. Seine ausgelassene Heiterkeit war geschwunden. Und wie ausgelassen konnte er sein! Wenn er nach gar zu ernstlichen Gesprächen oder gar zu feierlichen Attitüden in wilde Indianertänze verfiel oder sich buchstäblich auf den Kopf stellte. Wie liebte er die Morgensternischen Sprachgrottesken und wandte sie geistreich an. Schließlich kam es zur Katastrophe seines Körpers. Mit dem Niederbruch dieses stählernen Leibes fiel auch jene Dunkelheit von ihm ab. Es blieb ein fast demütiges stilles Traumdasein, vielleicht heiter, selten von wachem Bewußtsein unterbrochen. Sein herrliches Auge war unverändert geblieben.

Die Durchbruchsgeneration: die Zola, Nietzsche, Ibsen, Strindberg, van Eeden, sind wie jene ersten Erschließler Afrikas, die ihr Leben dort einsetzten oder verloren, wo heute schon Touristen im bequemen Pullmancair fahren. Frede-

rik van Eedens Verse, in holländischer Sprache von höchster Tongewalt und Formvollendung, werden vielleicht immer Gegenwart haben. Seine Durchbrüche und Auseinandersetzungen zwischen dem ewig Gleichen und dem radikal Neuen gehören der Geschichte an. Aber einer Geschichte von aktueller Bedeutung.

ROLF ITALIAANDER · WAS ICH ERSEHNE



LASZT mich heute von mir selbst singen,
Von mir selbst,
Und von dem,
Was ich ersehne.

Ich möchte einmal,
Einmal wirklich glücklich sein,
So glücklich,
Ohne Wollen nach noch mehr,
Wie ein Kind,
Das auf seinem Geburtstagstisch
Findet einen heißersehnten Teddybär.

Ich möchte einmal,
Einmal wirklich glücklich sein,
So glücklich,
Ohne Bangen vor dem nächsten Augenblick,
Wie eine Mutter,
Die an ihrem Lebensabend
Sieht ihres Sohnes erfolgreichstes Geschick.

Ich möchte einmal,
Einmal wirklich glücklich sein,
So glücklich,
Ohne Schranken lebensstark,
Wie ein Schiffbrüchiger,
Der vom letzten Balken
Gerettet wird durch eine zufällig kommende Bark.

Ach, könnte ich es einmal sein,
So wirklich glücklich!
Nichts weiter möchte ich
Als erkennen,
Daß meine Liebe
<Alles, was ich tat
In meiner Liebe
Zu euch>
Nicht umsonst war,
Daß meine Liebe
Euch fühlen ließ:
Euch bin ich verbunden.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialistische Bewegung / Valtin Hartig

Turati † In der Nacht vom 29. zum 30. März starb in Paris der Führer des italienischen Sozialismus Filippo Turati, in seinem Kampfwillen ungebrochen, wenn ihm auch nach so vielen arbeitsreichen Jahren ein herber Lebensabend beschieden war. Im Exil mußte er sehen, wie das, was er ein Leben lang in Italien hatte aufbauen helfen, zerstört wurde. Und doch gab er die Hoffnung nicht auf, unter den italienischen Arbeitern, Pächtern und Bauern werde die sozialistische Bewegung wieder hochkommen, die er selbst mit eingeleitet und so glänzend geführt hatte.

Turati wurde 1857 in Conzo in Oberitalien geboren. Er war der Sohn eines Beamten, studierte Jurisprudenz und begeisterte sich frühzeitig für sozialistische Ideen. 1882 gründete er die Zeitschrift *Critica Sociale*, die zur theoretischen Tribüne des italienischen Sozialismus wurde. In ihr legte er seine Anschauungen dar, die sich von einem revolutionären zu einem demokratischen evolutionären Sozialismus entwickelten. Er leitete sie, bis sie 1926 einging. Sie hat auch international großes Ansehen genossen. Wie sehr Turati im Lauf der Jahre in die Gedankenwelt des aktivistischen Revisionismus eingedrungen war, zeigt sein freundschaftliches Verhältnis zu den sozialistischen Monatsheften, für die er auch 1904 über die Lehren und Folgen des Generalstreiks in Italien schrieb.

1891 gründete Turati mit einigen anderen die Sozialistische Partei Italiens. Unter dem Ministerium Crispi wird sie aufgelöst, Turati vor Gericht gestellt und verurteilt. Die Antwort darauf ist, daß er 1895 in Mailand zum Abgeordneten gewählt wird. Es kommt eine kurze Periode der freien Entwicklung der Bewegung, in der besonders Turati zum Aufschwung des Sozialismus beiträgt. Sie wird bald durch die Ausnahmegefetze des Ministeriums Pelloux abgelöst, das Turati verhaften, vor ein Ausnahmegericht stellen und zu 12 Jahren Gefängnis verurteilen läßt. Aber 1900 wird er erneut zum Abgeordneten gewählt, und die Amnestie der Kammer befreit ihn. Jetzt beginnen die Jahre der Entfaltung und fruchtbaren Arbeit. 1904 lehnt er es ab in ein Ministerium Giolitti einzutreten. Er ist gegen den Kolonialkrieg in Tripolis 1911 wie gegen die Beteiligung am

Weltkrieg 1914 und gerät dadurch in schärfsten Gegensatz zu Mussolini. Er steht allein in der sich radikalisierenden Partei, nach dem Krieg kann er Spaltung und Unüberlegtheiten nicht verhindern. Dann kommt der Faschismus, den er im Parlament bekämpft. Matteotti wird ermordet, Turati ist der Ankläger in der Kammer. Er zieht mit der parlamentarischen Opposition nach dem Aventin. Im Dezember 1926 wird er nach Savone verbannt. Mit Hilfe von Freunden gelingt die aufregende Flucht in einem Boot nach Frankreich. Seitdem lebte er in Paris, dem Zufluchtsort aller politisch Verfolgten und Verfeimten.

Frankreich Der Ausgang der französischen Kammerwahlen am 1. und 8. Mai war hocheifrig. Die Sozialistische Partei hatte sich gut vorbereitet; in ihren Reihen befürchtete man aber einen Rückschlag durch das Ergebnis der Wahlen in Preußen; so sehr sind die Geschicke Deutschlands und Frankreichs mit einander verbunden. Die Sozialisten gewannen 131 Sitze, davon die Mehrzahl im 2. Wahlgang. Über den Vormarsch der Sozialisten (und den Rückgang der sogenannten Kommunisten) bei den französischen Wahlen ist hier bereits in dem Artikel Schiffrins (1932 I Seite 495) ausführlich berichtet worden.

Schon durch den 1. Wahlgang wurde es klar, daß Tardieu durch eine Regierung von links abgelöst werden würde. Die Frage war nur, ob die Sozialisten sich an ihr beteiligen sollten. Um sie zu entscheiden, wurde ein besonderer Parteitag nach Paris einberufen. Er tagte vom 29. Mai bis zum 1. Juni und zeigte eine bemerkenswerte Geschlossenheit und Disziplin. Einmal nur wurden die Debatten durch Tribünenbesucher geltört.

Die Frage der Teilnahme an einer Regierung, der participation, wurde prinzipiell bejaht. Aber die Angst vor der Verantwortung schien doch der Mehrzahl der Delegierten des Parteitags noch in den Gliedern zu stecken. Pierre Renaudel sprach es aus: Wenn wir die Regierung nicht unterstützen, gebe ich euch keine 3 Monate, und ihr seid in der Opposition, die Radikalen aber sehen sich gezwungen sich auf die Rechte zu stützen. Er hat recht behalten; es dauerte nur halb so lange, bis seine Voraussage Wirklichkeit wurde. Der ganze Kongreß war sich bewußt, welche große Verantwortung es national und international zu über-

nehmen gelte: Wirtschaftskrise, Budgetfanerung, Genf und Lausanne bezeichnen nur die wichtigsten und vordringlichsten der zu löfenden Probleme. Ein Regierungsprogramm aufzustellen ist die erste Aufgabe, forderte die Mehrheit der Delegierten und Sprecher. Vincent Auriol entwickelte ein solches, seine Forderungen kehrten dann in der entscheidenden Kongreßresolution wieder. Salscha Grumbach und Marcel Déat unterstrichen vor allem die überragende Bedeutung der außenpolitischen Situation. Déat erklärte: »Avant tout: accord avec l'Allemagne.« Der Kongreß beschließt mit überwältigender Mehrheit, daß Verhandlungen mit den Sozialradikalen im Rahmen einer Resolution stattfinden sollen. Diese fordert: 1. Organisation des Friedens durch Verteidigung und obligatorisches Schiedsgericht, Reduktion der Militärausgaben auf das Niveau des Budgets von 1928 in 2 Finanzperioden, 2. Verbot des Waffenhandels, sofortige Kontrolle und Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, 3. Budgetausgleich ohne Verringerung der sozialen Ausgaben, der Kredite für Schulzwecke und für die Landwirtschaft, der Löhne und Gehälter, der Pensionen der Kriegsoffer und Kriegsteilnehmer, 4. Schutz des Sparers und Kontrolle der Banken, 5. Schutz der Landwirtschaft und Errichtung öffentlicher Institutionen zum Düngereinkauf und Getreideverkauf, 6. Beseitigung des Eisenbahndefizits nicht durch Tarifierhöhung und Lohnsenkung sondern Vereinheitlichung und Verstaatlichung der Bahnen, 7. Verstaatlichung des Versicherungswesens, 8. Einführung der 40-Stunden-Woche, 9. allgemeine politische Amnestie. Eine Delegation überbrachte die Forderungen den Sozialradikalen. Edouard Herriot lehnte sie mit wenigen Ausnahmen ab und fand dabei die Zustimmung seines Parteivorstands. Der Parteitag setzte seine Arbeiten fort, die sich nunmehr auf organisatorische Angelegenheiten der Partei erstreckten. Die Anzahl der weiblichen Mitglieder beträgt 1900, die Abonnentenzahl des Populaire stieg auf 46 000. Am letzten Kongreßtag berichtete Léon Blum über das Ergebnis der Delegation zu den Sozialradikalen, und die Tagung schloß mit der Annahme eines Manifests, das feststellt, es beginne eine neue Schlacht, die aber die Genossen zum liegreichen Ende führen werden. Auch die schönste Deklaration hilft über die Enttäuschung nicht hinweg, die die Politik dieses Kongresses dem bereitet hat, der überzeugt ist, daß es das Ziel einer starken Partei sein muß die Wirklichkeit zu gestalten.

Österreich

In Österreich fanden am 24. April Wahlen statt: für den Gemeinderat in Wien, den Landtag in Niederösterreich und Salzburg und für die Gemeindevertretungen in Steiermark und Kärnten mit Ausnahme der Landeshauptstädte Graz und Klagenfurt. Die Sozialdemokratie schnitt dabei sehr gut ab; nur im Salzburger Landtag verlor sie 1 Mandat. Sie gewann 1 in Wien und Niederösterreich, was sich auf die Zusammenlegung des österreichischen Bundesrats auswirkt. Die wichtigste Wahl war natürlich die in Wien. Österreichs Hauptstadt ist die Großstadt mit der stärksten sozialistischen Vertretung überhaupt. Es fehlt jetzt nur mehr 1 Mandat zur Zweidrittelmehrheit; die sozialistische Politik in Wien ist also noch weiter geliechert worden. Karl Seitz wurde wieder Bürgermeister. Hugo Breitner trug sich mit der Absicht eine Wiederwahl als Stadtrat abzulehnen, auf dringendes Bitten bleibt er jedoch bis zum Ende des Jahres auf seinem Posten. Die Sozialdemokratische Partei erhielt bei 89% Wahlbeteiligung 682 000 Stimmen (58,86%), die Kommunistische Partei nur 20 839 und kein Mandat. Ein besonderes Zeichen dieser Wahl war das Anwachsen der Nationalsozialisten auf Kosten der Christlichsozialen. Sie errangen 15 Mandate, die Christlichsozialen zählen 19 statt 40. Nach dem Niedergang der Heimwehrebewegung bekommen es also auch die österreichischen Sozialdemokraten in Zukunft mit Nationalsozialisten zu tun.

Unabhängige Internationale

Zwischen den Parteien, die der Zweiten Internationale angegeschlossen sind, und den Sektionen der Dritten Internationale bestehen einige kleine Parteigruppen, deren Zahl zuletzt durch die Abspaltung der Unabhängigen Sozialistischen Partei von der holländischen Sozialdemokratie um eine vermehrt wurde. Die bedeutendste von ihnen ist die Arbeiterpartei Norwegens, die in ihrem Land keine Abspaltung von der führenden Partei, wie etwa die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands oder eine Sondergruppe im Rahmen der Landespartei wie die Independent Labour Party im Rahmen der englischen Arbeitspartei, sondern die politische Organisation der Arbeiterklasse in enger Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften darstellt und bereits einmal, allerdings auf sehr kurze Zeit, an der Regierung teilnahm. Die Parteien der Zweiten Internationale betrachten diese Parteigeilde als zu reformistisch. Sie halten sich für revolutionär-marxistisch

und verfechten die Diktatur des Proletariats, ohne sich jedoch mit der "kommunistischen" Taktik befreunden zu können. Am 5. und 6. Mai hielten sie in Berlin eine internationale Konferenz unter dem Vorsitz Fenner Brockways und Kurt Rosenfelds ab. Vertreten war die Unabhängige Arbeitspartei Englands, die Unabhängigen Sozialistischen Arbeiterparteien Polens, Hollands, Bulgariens, die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands und die Arbeiterpartei Norwegens. Der polnische Bund wollte auch einen Vertreter senden; dieser konnte jedoch nicht erscheinen, weil er von der polnischen Regierung keinen Ausreisepaß erhielt. Zweck der Tagung war eine enge internationale Verbindung dieser Gruppen herbeizuführen, also etwa wieder eine 2½-Internationale zu gründen. Außerdem wurde über die Weltwirtschaftskrise und über die imperialistische Kriegsgefahr gesprochen und zu jedem Thema eine längere Resolution angenommen. Diese Splittergruppen betonten die Notwendigkeit der Wiederherstellung der nationalen und internationalen Einheit der Arbeiterklasse, die die Mehrzahl von ihnen durch die Absplitterung erst geschwächt hat. Der norwegische Vertreter hatte Bedenken die Beschlüsse der Konferenz zu unterschreiben, bevor er sie seinem Parteivorstand bekannt gegeben habe; er schied sich also in dieser Gesellschaft doch wohl nicht so recht an seinem Platz zu fühlen.

Totenliste

Am 8. Januar starb in London, im frühen Alter von 44 Jahren, *William Graham*, der in Wirtschafts- und Finanzfragen zu einer Autorität der englischen Arbeiterpartei geworden war; er war im 1. Labourkabinett Sekretär im Finanzministerium, im 2. Handelsminister. Er stammte aus Schottland, wurde Angestellter im Kriegsministerium, verließ aber diesen Posten und widmete sich der Journalistik. Dabei setzte er seine Studien fort, die er auf der Universität Edinburgh abschloß. In Edinburgh begann er auch seine politische Tätigkeit im Stadtrat, um dann diesen Wahlkreis als Abgeordneter zu vertreten. Die internationale sozialistische Frauenbewegung und die englische Arbeiterpartei insbesondere erlitt durch den plötzlichen Tod *Marion Phillips'* in London einen schweren Verlust (siehe die Rundschau Frauenbewegung, in diesem Band Seite 631). Diese Genossin war von seltener Tatkraft und Organisationsfähigkeit. Als Frauensekretärin der englischen Ar-

beiterpartei brachte sie die Frauenorganisation in kurzer Zeit zu einer erstaunlichen Entwicklung. Sie kam bei einer Untersuchung über das englische Armenrecht in Berührung mit Beatrice Webb, schloß sich der Fabiergesellschaft an, war kurze Zeit Sekretärin einer Suffragettenverbindung, wurde 1913 Sekretärin der ersten politischen Frauenorganisation, der Women's Labour League, aus der die Frauenktion der Labour Party hervorging. Sie redigierte auch die Frauenzeitschrift der Partei.

Der Tätigkeit *Julian Borchardts*, der Mitte Februar in Berlin starb, seiner Verdienste um die sozialistische Bewegung, auch seiner Stellung zu den Sozialistischen Monatsheften, wurde hier bereits in der Rundschau Sozialwissenschaften (1932 I Seite 276) gedacht.

Am 5. März starb nach einer Operation in London *Harry Lee*, im Alter von 66 Jahren. Seit Anfang der achtziger Jahre arbeitete er in der englischen Arbeiterbewegung. Er schloß sich 1881 der Social Democratic Federation an, war von 1885 bis 1913 ihr Generalsekretär, übernahm dann die Redaktion der Justice, des Organs der Föderation, bis er 1925 in der englischen Gewerkschaftszentrale angestellt wurde, für die er bis zu seinem Tod tätig war.

Im Alter von 92 Jahren starb am 6. März in Paris *Victor Camélinat*, das letzte Mitglied der von Marx gegründeten Internationalen Arbeiterassoziation, der ersten Sozialistischen Internationale. Er stammte aus einer Bauernfamilie, kam frühzeitig nach Paris, wurde Bronzearbeiter, übernahm die Führung seines Berufsverbands und wurde wegen seiner gewerkschaftlichen Tätigkeit verurteilt. Während der Commune leitete er unbeflecklich und sachkundig die große Pariser Münze. Es gelang ihm dann nach England zu entfliehen, er wurde in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation nach Neucaledonien verurteilt. Nach der Amnestie kehrte er nach Frankreich zurück, und er schloß sich der Alliance Républicaine Socialiste an. So wurde er in der Wahlkoalition, die die Alliance mit Clemenceau bildete, mit noch einem Sozialisten (Basly) 1885 gewählt. Als 1905 endlich die Einheit der französischen Sozialisten geschaffen wurde, übernahm er in der Partei das Amt des Kallierers. 1920 ging er bei der Spaltung zu der Kommunistischen Partei über. Die französischen Sozialisten rühmen ihm nach, daß er sich persönlich nicht an dem gehässigen Kampf gegen seine früheren Genossen beteiligt hat.

Kurze Chronik In den südamerikanischen Staaten häufen sich die politischen Unruhen infolge der großen Wirtschaftsnot. Der jüngste Umsturz erfolgte im Juni in *Chile*, wo eine Regierung ans Ruder kam, die eine sozialistische Republik errichten will. Der große Besitz soll enteignet werden, namentlich der Salpeterbergbau, der mit amerikanischem Kapital errichtet worden ist. Außerdem plant die Regierung eine Reihe anderer Maßnahmen zugunsten der Hungernden und Arbeitslosen und zur Herbeiführung einer Wirtschaft im Interesse der Volksmassen. An die Spitze des Staats trat Carlos Davila, der frühere Botschafter in Washington. Doch ist keine nennenswerte sozialistische Parteiorganisation vorhanden. Dem im Land investierten amerikanischen Kapital ist es bisher noch immer gelungen seinen Einfluß wiederzugewinnen. \diamond In *Argentinien*, wo die Herrschaft des Generals José Uruburu nach 1½jährigem Bestehen durch die Wahlen im Januar 1932 beendet wurde, scheint sich die Sozialistische Partei gut zu entwickeln. Sie hielt im Mai einen Parteitag ab, dem ein Geschäftsbericht seit der letzten Tagung 1929 vorlag. Die Anzahl der Mitglieder stieg von 9601 auf 19 223, die der Ortsgruppen von 252 auf 393. Im Parlament sitzen 44 Vertreter der Sozialisten und 11 Unabhängige Sozialisten.

Literatur Das Leben *Ferdinand Lassalles*, durch die Forschungen Gustav Mayers weitgehend erhellt, ist erschütternd in seinem glänzenden Aufstieg und noch mehr in seinem jähen Ende. Über die letzte Zeit dieses Lebens eine dokumentarisch belegte Darstellung zu geben wurde schon bald nach dem Tod Lassalles von Gräfin Hatzfeld geplant. Doch wurde diese Absicht nicht ausgeführt, wenn man davon abieht, daß von Bernhard Becker 1868 eine Broschüre mit Briefen Lassalles und anderer erschien, die aber alle beträchtlich verändert waren. Die erste wirklich quellenmäßige Darstellung legt jetzt Ina Britschgi-Schimmer vor (Lassalles letzte Tage /Berlin, Axel Juncker/). Die hier veröffentlichten Briefe stammen aus dem Nachlaß Lassalles und aus dem Reichsarchiv. Sie sind mit der größten Sorgfalt veröffentlicht, ohne jede Kürzung. Vieles war schon bekannt, aber an verschiedenen Stellen zerstreut. Darum ist es ein Verdienst um die Lassalleforschung, daß die Herausgeberin alles zusammengefaßt hat und auch eine Anzahl bisher nicht bekannter Stücke bringt.

Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

Buiffon † Am 15. Februar starb in dem Dorf Thieuloy /Oise/, im Alter von 90 Jahren, Ferdinand Buiffon, der französische Schulverwaltungsreformer, Pazifist und sozialradikale Politiker.

Die Anfänge der öffentlichen Wirksamkeit Buiffons reichen bis in das Zweite Kaiserreich zurück. Schon 1866 mußte der junge Philosophieprofessor, weil er sich weigerte dem Kaiserreich den Treueid zu schwören, in die Verbannung gehen. Er wirkte von 1866 bis 1870 als Philosophiedozent an der Akademie von Neuchâtel in der Schweiz, und schon kurz nach dem Genfer 1. Kongreß für Frieden und Freiheit vom Jahr 1867, bei dem Garibaldi den Vorsitz führte, veröffentlichte er in einer damals begründeten Zeitung *Les Etats Unis de l'Europe* einen Aufruf mit der bezeichnenden Überschrift *Die Abschaffung des Krieges durch den Unterricht*. Auf dem von Victor Hugo geleiteten 2. Kongreß für Frieden und Freiheit, der 2 Jahre später in Lausanne abgehalten wurde, setzte sich Buiffon leidenschaftlich für den Kampf gegen den Kriegs- und Eroberungsgeist ein. Als er nach der Schlacht von Sedan nach Frankreich zurückgekehrt war, fand ihn der 22. Januar 1871 unter den Pariser Insurgenten. Dann gründete er ein Waisenheim für die Kinder derjenigen, die bei der Belagerung ums Leben kamen. Nach dem Kriegsende wurde Buiffon vom Unterrichtsminister Jules Simon zum Inspecteur de l'Académie in Paris ernannt, 1879 wurde er durch Jules Ferry zum Leiter des Volksschulwesens bestellt, welches Amt er bis 1896 ausübte, um danach auch weiterhin als Professor der Pädagogik an der Sorbonne zu wirken. Die pädagogische Theorie der Staatschule im Sinn der 3 Grundsätze der allgemeinen Schulpflicht, der Unentgeltlichkeit des Unterrichts, des weltlichen Charakters der Schule war schon vorher durch das von Buiffon seit 1877 herausgegebene *Dictionnaire de Pédagogie* nachhaltig beeinflusst worden. Der Deputiertenkammer gehörte Buiffon von 1902 bis 1924 an. 1913 wurde er zum Präsidenten der Liga für Menschenrechte gewählt, und 1926 erhielt er, zusammen mit dem deutschen Pazifisten Ludwig Quidde, den Friedensnobelpreis, den er der französischen Lehrerschaft stiftete.

Das Programm für die Organisation und die Tätigkeit des Völkerbunds, das Buiffon mitten im Krieg, 1916, in einer für die Liga für Menschenrechte redigierten

Resolution entwarf, kann noch heute in wesentlicher Hinsicht dem Völkerbund als Richtschnur dienen. Buffon setzte neben den Gedanken der Gleichberechtigung der Mitglieder und neben die Schiedsgerichtsbarkeit den Gedanken einer international organisierten Macht, die die Möglichkeit besitzt dem Völkerbundsrecht Nachdruck zu verleihen. In pädagogischer Hinsicht suchte er in den letzten Jahren seines Lebens vor allem Verständnis für den Gedanken der Einheitschule zu erwecken. Er sah in ihr ein Zukunftsprogramm für die französische Demokratie und den krönenden Abschluß des Werks, zu dem er durch sein eignes Wirken als Verwaltungsbeamter, Lehrerbildner, Professor, Schriftsteller und Politiker den Grund gelegt hatte.

Europaarbeit Anfang Mai veranstaltete die deutsche Gruppe des Penklubs zu Berlin einen internationalen Diskussionsabend zum Thema Europa. Es sprachen dabei als Vertreter von Deutschland Heinrich Mann und Arnold Zweig, von Frankreich Victor Marguerite, von Polen Ferdinand Goetel, von Spanien der Berliner spanische Botschafter Luis Araquistain, dazu der Amerikaner Edgar Ansel Mowrer. Die Ausführungen der Redner waren zum großen Teil von der Forderung getragen, man müsse versuchen die Massen mehr mit der Idee Europa zu durchdringen. Die Aufgabe der Stunde sei nun nicht mehr die bloße Betrachtung Europas und die Bekundung des guten Willens zum Europäertum sondern die Veränderung Europas. Marguerite (dessen Buch *La patrie humaine* unter dem Titel *Vaterland!* auch deutsch erschien /Berlin, Ernst Rowohlt/) verglich Europa mit einer alten Dame, der, wenn sie nicht sterben wolle, durch friedliche Revolution frisches Blut zugeführt werden müsse.

In bemerkenswerter Weise äußert sich der bekannte Germanist an der Sorbonne Henri Lichtenberger in einem von Alfred Wolfenstein herausgegebenen Sammelwerk *Hier schreibt Paris /Berlin, Internationale Bibliothek/* über den Europäischen Gedanken in Frankreich. Seinen Ausgangspunkt nimmt er von der durch Friedrich Sieburg aufgestellten These, daß sich die Franzosen gewissermaßen das Alleinrecht anmaßen der Menschheit die Richtung zum Licht zu weisen, und daß sie daher die Beeinflussung der anderen Völker und die Stellung an der Spitze der Menschheit als ihr ausschließliches Vorrecht betrachteten. Frankreich hätte sich, im Gegenteil, etwa von der

Mitte des 18. Jahrhunderts ab, einem literarischen Kosmopolitismus nicht nur aktiver sondern auch passiver Natur hingegeben. Selbst der Krieg von 1870 bis 1871 hat die von Deutschland her wirkende Durchdringung des französischen Geisteslebens nicht unterbrochen. Freilich ist etwa vom Anfang des 20. Jahrhunderts ab in Frankreich deutlich eine nationalkulturelle Gegenbewegung festzustellen, die von der Frage ausgeht, ob die von außen her kommenden Geistesströmungen nicht dahin führen müßten wesentliche Elemente der nationalkulturellen Eigenart Frankreichs zu verdrängen. Aber man sollte sich hüten die Bedeutung dieser Reaktion zu überschätzen. Ebenlowenig wie vor ihrem Eintritt davon gesprochen werden konnte, daß die Nachahmung fremder Vorbilder und der Gebrauch fremder Formen die Ursprünglichkeit großer französischer Künstler etwa beeinträchtigt hätte, kann man von den großen französischen Geisteswerken, die im Zeichen bewußter Rückkehr zu nationalkulturellen Überlieferungen entstanden sind, behaupten, daß sie nur Werke echt französischer Wesens darstellten und nicht auch gleichzeitig das künstlerische Erbgut Europas bereichert hätten. Aber selbst wenn man die nationalstilischen Übertreibungen ins Auge faßt, die mit dieser nationalkulturellen Reaktion begrifflicherweise aufgetreten sind, muß man sich doch fragen, ob sie wirklich etwas spezifisch Französisches bedeuten. Man braucht nur die Frage zu stellen, ob der intellektuelle Horizont von Paris etwa enger sei als der anderer Zentren Europas, um einzusehen, daß es einfach töricht ist solche Fragen überhaupt aufzuwerfen. Als dringende Gefahr, schreibt Lichtenberger weiter, empfindet man im geistigen Frankreich heute nicht etwa die mögliche Abweichung der Entwicklung französischer Eigenart von ihrer eigentlichen Bahn sondern den Fortbestand starrer Verschiedenheiten zwischen der französischen und der deutschen Geistesart. »Wir sind mehr als je empfänglich für die Notwendigkeit einer geistigen Annäherung auf der Grundlage vollkommener gegenseitiger Achtung zwischen den beiden Nationen, die schon seit jeher von einander gelernt haben, und deren gegenseitige Verbundenheit durch eine mehrere Jahrhunderte alte Erfahrung bestätigt ist.« So kommt Lichtenberger zu der Hoffnung, es möchte der Augenblick nicht mehr fern sein, da man sich auf beiden Seiten darüber Rechenschaft gibt, daß »Franzosen und Deutsche nicht 2 heterogene und zu einem ewigen Antagonismus

verurteilte Menschenarten sind, sondern daß beide Völker einen breiten Streifen gemeinsamen Grundes haben, daß die gleichen Elemente bei ihnen zwar in verschiedenem Verhältnis gemischt sind und ohne Zweifel zu einer Differenzierung geführt haben, daß aber, wenn man den Dingen auf den Grund sieht, nichts Deutsches dem Franzosen und umgekehrt nichts Französisches dem Deutschen fremd ist.«

Der schöne Sammelband Hier schreibt Paris ist als ein Gegenstück des Bandes Hier schreibt Berlin gedacht, der, von Herbert Günther herausgegeben, im selben Verlag erschien. Die Verfasser der Beiträge sind durchweg lebende Autoren, und die einzelnen Aufsätze wurden zum Teil unmittelbar für das Sammelwerk geschrieben, zum Teil aber auch der schon vorher vorliegenden französischen Literatur entnommen. Von den auch in Deutschland mehr bekannten französischen Autoren, die in dem Band zu Wort kommen, seien Paul Valéry, Iwan Goll, Georges Duhamel, Jean Giraudoux, Jean Cocteau, Jules Romains, André Gide hervorgehoben. Auch bekannte Komponisten, Architekten, Regisseure, Politiker haben zu dem Buch beigetragen, das so in seiner Gesamtheit einen wichtigen deutschen Beitrag zur Einführung in das geistige Paris unserer Tage darstellt.

Unter den in Frankreich einer neuen europäischen Ordnung der Dinge entgegenstrebenden Jugendkreisen ist die Zeitschrift Plans zu nennen, das französische Organ einer Bewegung *Ordre Nouveau*, die ihren Sitz zu Paris hat und als »*mouvement révolutionnaire constructif de la jeunesse européenne*« aufgefaßt zu werden wünscht. Die Leitgedanken, unter denen diese Bewegung in allen europäischen Ländern Mitstreiter zu werben sucht, richten sich »gegen alle politischen Bewegungen, die unter dem Vorwand der Steigerung vaterländischer Gefühle und der Verteidigung der Größe des eignen Landes sich bewußt oder unbewußt in den Dienst der anonymen internationalen Finanz und Großindustrie stellen, für ein geeinigtes Europa auf der Grundlage eines gefundenen, das heißt antinationalistischen Patriotismus, der der regionalen Besonderheit und der Liebe zur Heimat Raum gibt, ohne sich mit künstlichen Abstraktionen zu belasten, für eine Wirtschaftsorganisation, die die kapitalistische Anarchie unterdrückt und die europäische Wirtschaft nach einem von den wirklichen Bedürfnissen ausgehenden Plan gestaltet«. Was sie erstrebt, ist eine Gesellschaft, die den »absoluten Primat des schöpferischen Geistes« anerkennt. Man

mag über dieses große Programm einer kleinen Gruppe von jungen französischen Geistern, die in ihrem Aufruf davon schreiben, daß sie mit Gefinnungsfreunden in Deutschland in persönliche Fühlung zu treten wünschen, lächeln, so viel man will. Als Symptom für einen neuen jugendlichen Geist im Leben Frankreichs verdienen sie ernste Beachtung. Sie zeigen von einer auf ein hohes Ziel gerichteten Leidenschaft und von selbständiger intellektueller Durchdringung der gegenwärtigen kulturellen Lage Europas.

Zu einer Art von Kundgebungen für den Gedanken der europäischen Kultur gestalteten sich auch die verschiedenen Goethefeiern, die nicht nur in Deutschland sondern auch in Paris, Rom, Prag, Warschau und so weiter abgehalten worden sind. So hinterließ die Tagung, die der Ständige Völkerbundsaußschuß für Literatur und Kunst am 12. Mai in der Goethestadt Frankfurt abhielt, bei allen Teilnehmern ein starkes Gefühl dafür, daß es längst eine geistige Elite gibt, in der die Idee eines sich formenden europäischen Kulturbewußtseins lebendig ist. In Paris hatte kurz vorher, unbeschadet dessen, daß grade die Wahlen zum französischen Parlament im Gang waren, die Sorbonne eine großartige Goethefeier veranstaltet, an der nicht nur die Führer des französischen Geisteslebens teilnahmen, sondern auch der Präsident der Republik, und bei der Paul Valéry die Festrede hielt. Als Symptom für die einheitliche Haltung des geistigen und politischen Frankreichs gegenüber dem großen deutschen Europäer Goethe sei die Tatsache verzeichnet, daß selbst Frankreichs extreme Nationalisten eine Goethedenkfeier veranstalteten, bei der Léon Daudet in begeisterter Rede dem Dichter Goethe huldigte (siehe die Rundschau Dichtkunst, 1932 I Seite 371). Als Gegenstück dazu sei erwähnt, daß an den Tagen, wo in Weimar geistige Führer aus allen Teilen der Welt zusammengeflutet waren, um Goethes Andenken zu ehren, ein Weimarer Lichtspieltheater den Yorckfilm über die Leinwand gehen ließ. Diese eine kleine Tatsache gibt eine richtigere Antwort auf die Frage, wie weit Goethe'scher Geist in das deutsche Volk eingedrungen ist, als die zahllosen Goethefeiern und Goethepublikationen, die wir in diesem Jahr über uns ergehen lassen müssen. Man könnte ihr noch die andere bezeichnende Tatsache anreihen, daß sich bei der selben Weimarer Goethetagung, wo Lichtenberger als Vertreter der französischen Geisteswelt von Goethe sagte, er habe die Zusammenarbeit der großen Kulturnationen

vorausgeahnt, und das Streben seines ganzen Lebens habe der Humanität gegolten, ein deutscher Schriftsteller Goethe dafür glücklich pries, daß »ihm der psychologische und geistige internationale Verkehr erspart geblieben« sei.

Filmzensur Über die Relativität der Filmzensur sprach in einem vor dem Verein Berliner Presse gehaltenen Vortrag der Leiter der Berliner Filmprüfstelle Heinrich Zimmermann. Die Labilität in der Rechtsprechung der Zensurstellen hinge, so betonte der Vortragende, mit der wechselnden Besetzung der Spruchkammern zusammen. Er wies darauf hin, daß im Lauf von 12 Jahren von 31 000 Bildstreifen nur 190 wirklich verboten geblieben seien. Mit einem Appell an die Presse die Zensur scharf, aber auch sachlich zu kritisieren schloß er seine Darlegungen, die von der Filmzensur als einer nun einmal gegebenen Tatsache ausgegangen waren. Demgegenüber muß immer wieder betont werden, daß einmal die bei uns heute bestehenden besonderen Zensureinrichtungen grundsätzlich überflüssig sind, und zum andern, daß man sich bei den zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangenden Verboten bestimmter Filme des Eindrucks nicht erwehren kann, als werde keineswegs mit einheitlichen Maßstäben gemessen. Ganz besonders gilt das im Hinblick auf die bisherige Praxis der Gutachterausschüsse im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Der Deutsche Städtetag, der auch in diese Ausschüsse Vertreter entsendet, sandte am 4. Februar an den Bearbeiter dieser Rundschau eine Zuschrift, die sich mit der Filmzensurkritik dieser Rundschau (1932 I Seite 74) beschäftigte, und in der betont wurde, daß die von den Gemeinden in die Ausschüsse entsandten Vertreter bei ihrer Stellungnahme lediglich ihrem künstlerischen und volksbildnerischen Gewissen verantwortlich seien. Aber diese Feltstellung, die hier aus Gründen der Loyalität wiedergegeben wird, hindert nicht, daß immer wieder unbegreifliche Entscheidungen auch bei diesen Ausschüssen getroffen werden. Wenn zum Beispiel der nationalitistisch verzehende Ufafilm Yorck, der seit Weihnachten 1931 über die Lichtspielbühnen Deutschlands geht und ein Beispiel völligen Unverständnisses gegenüber der Bedeutung des Napoléonischen Geistes bildet, als »künstlerisch wertvoll« bezeichnet, wenn dem Film Bomben auf Monte Carlo das gleiche Prädikat zuerkannt wurde, so besteht, mögen die heute in Deutschland an

den Filmprüfstellen und Gutachterausschüssen Beteiligten von noch so lauterer Motiven geleitet sein, objektiv jedenfalls die Tatsache, daß Oberflächlichkeit und Schund trotz diesen Behördenstellen wahre Orgien in Deutschland feiern dürfen, während andererseits edle Keime im deutschen Geistesleben durch sie so gehemmt werden, daß auch die Hoffnung auf die Bildung neuer Keime immer geringer werden muß.

Totenliste Am 15. Januar starb in München der berühmte Reformpädagoge *Georg Kerichensteiner*, im Alter von 77 Jahren. Er begann als Volksschullehrer, wandte sich 1877 dem akademischen Studium zu, wurde bayrischer Gymnasiallehrer und 1895 Leiter des Münchener Schulwesens. Die Probleme, um deren theoretische Klärung und praktische Durchführung er sich besonders bemühte, betrafen vor allem Einheitschule, Arbeitsschule, Staatsbürgerliche Erziehung, Charakter- und Persönlichkeitsbildung. Seine als bayrischer Schulmann gewonnenen Erfahrungen erweiterte er durch Studienreisen nach den Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland. Seine pädagogischen Thesen vertrat er nicht nur als Verfasser grundlegender pädagogischer Schriften sondern auch als führendes Mitglied zahlreicher deutscher und internationaler Kongresse für Schul- und Erziehungsreform sowie als Münchener Univeritätsprofessor. Von seinen Schriften sind die bekanntesten die über Staatsbürgerliche Erziehung, Charakterbegriff und Charaktererziehung, Begriff der Arbeitsschule, Seele des Erziehers und Theorie der Bildung. Weit über München hinaus gewann vorbildliche Bedeutung die von ihm durchgeführte Neugestaltung des Münchener Berufsschulwesens mit Werkstättenunterricht. In Hamburg starb am 6. Februar, im Alter von 60 Jahren, der Richter, Schriftsteller und Kommunalpolitiker *Hermann Popert*, besonders bekannt durch seinen in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Erziehungsroman *Helmut Harringa* /Leipzig, A. Köhler/. Dieser Roman ist der Niederschlag der lebensreformerischen Bestrebungen seines Verfassers. Popert begründete vor dem Krieg zusammen mit Hans Paasche eine für die Freideutsche Jugendbewegung wichtige Zeitschrift *Der Vortrupp*, die sich dann während des Krieges durch tapfere Distanzierung von der allgemeinen Kriegsbegeisterung rühmlich ausgezeichnet hat.

Am 4. April starb der Leipziger Naturforscher und Popularphilosoph *Wilhelm Ostwald* (siehe die Rundschau Exakte Naturwissenschaften, 1932 I Seite 464). Exkursionen über die Grenzen der Physik hinaus in andere geistige Bezirke unternahm Ostwald in seinem Buch *Große Männer* und in seinen popularwissenschaftlichen Darlegungen über seinen von ihm so genannten energetischen Monismus. Die Bedeutung Ostwalds liegt auf seinem engeren Forschungsgebiet, nicht auf dem der Weltanschauungslehre.

Am 14. Juni starb in Bülsum bei Amsterdamm der Arzt, Dichter und Philosoph *Frederik van Eeden*, im Alter von 72 Jahren (siehe den Artikel Gutkinds, in diesem Band Seite 692). Besonders bekannt wurde in Deutschland sein Roman *Der kleine Johannes*, in dem in der Gestalt eines Scherenschleifers ein Heiliger zugrunde geht, während die Irrenärzte über ihn das Urteil eines Psychopathen fällen. Im Jahr 1898 gründete van Eeden in Bülsum eine Art Arbeitskollektiv, dann eine Zeitschrift, dann, unter Einsetzung seines Privatvermögens, eine Konsumgenossenschaft. In weltanschaulicher Hinsicht stellt van Eedens Laufbahn eine Entwicklung vom freigeistigen Kämpfer gegen muffige Bürgerlichkeit zum gläubigen Katholiken dar. »Ich habe gefunden«, schrieb er, »daß es nur eine Tätigkeit gibt, die Befriedigung gewährt; sie liegt in dem, was wir für Gott tun.«

Kurze Chronik Nach einem Beschluß des Preussischen Staatsministeriums soll die *Pädagogische Akademie* in Kiel, die ursprünglich abgebaut werden sollte, erhalten bleiben. Es bleiben demnach 4 evangelische, 2 katholische und 1 simultane Akademie bestehen. ◊ Der badische Kultusminister erließ eine Verordnung, nach der allen *wahlunmündigen Schülern* jede Zugehörigkeit zu politischen Parteien und Vereinigungen, die Teilnahme an parteipolitischen Veranstaltungen jeder Art sowie jede parteipolitische Betätigung verboten wird. Auch das Tragen von Uniformen und parteipolitischen Abzeichen wird ihnen untersagt. Den Lehrern wird zur Pflicht gemacht die Schüler zu vaterländischer und staatsbürgerlicher Gesinnung zu erziehen und sich jeder parteipolitischen Beeinflussung zu enthalten. ◊ In Dänemark entfallen auf je 1000 Einwohner 134 *Rundfunkhörer*, in Deutschland 62. ◊ Der Führer der Religiösen Sozialisten Thüringens, der Pfarrer *Emil Fuchs* in Eifenach, wurde an die Pädagogische Akademie in Kiel berufen.

Literatur

Eine schöne Autobiographie ist das Buch *Stefan Großmanns Ich* war begeistert /Berlin, S. Fischer/. Es ist nicht nur wertvoll wegen dessen, was ein Publizist über wichtige Begegnungen mit führenden Persönlichkeiten und über beobachtende Teilnahme an wichtigen Zeitereignissen und geistigen Strömungen zu berichten wissen wird, sondern gerade deswegen, weil es sich hier um mehr handelt als um rezeptive Reportage. Wer Kapitel schreiben kann wie dasjenige, in dem Großmann über die Grundätze berichtet, die ihn bei der Gründung der Wochenschrift *Das Tagebuch* leiteten, wer so Vortreffliches über die Aufgaben der neuen Jugend und des neuen elterlichen Erzieherturns sagt, wie er es in dem Schlußkapitel (*Privatillum*) seines Buchs getan hat, zeigt, daß er lebendigen Zusammenhang mit dem Geist hat, der ein Lebenswerk wesentlich machen kann. ◊ So wie individualistische Erziehung darauf gerichtet ist den Menschen zunächst zum Nachdenken über sein individuelles Sein zu veranlassen, ihn von hier aus zu kritischer Betrachtung der kollektiven und schickalhaften Bedingtheit dieses Seins zu führen und schließlich in ihm den Willen zu erwecken von einer Grundlage aus, die sich ihm als Lebens Sinn überhaupt darstellt, dieses Sein zu gestalten, so legt die kollektive Erziehung von vornherein entscheidendes Gewicht auf die soziologische Bestimmtheit des menschlichen Einzelschicksals und auf die daraus folgenden kollektiven Methoden menschlicher Lebensgestaltung. Die schematische Art, mit der die soziologische Struktur der industriellen Arbeiterklasse von den "Marxisten" (zu denen Marx nicht gehörte) früher erfaßt wurde, die Vernachlässigung der auch der Lohnarbeiterklasse immanenten Spannungen sowie der Verflechtung nationaler Lohnarbeitermassen mit den Volkswirtschaften, Wirtschaftsimperien und der Weltwirtschaft hat allmählich einer der Wirklichkeit besser angepaßten sozialistischen Bildungstheorie Platz gemacht, von der aus gefehen der ältern Theorie nur noch relative Aktualität zugebilligt werden kann. Als Beispiel für solche ältere Theorie ließe sich etwa *Angelica Balabanows* Schrift *Erziehung der Massen zum Marxismus* anführen, die in der von Max Adler herausgegebenen Schriftenreihe *Neue Menschen* /Berlin, E. Laub/ erschien. Doch ist sie von einem hohen sozialpädagogischen Ethos getragen und daher geeignet das Verantwortungsgefühl des Lesers zu wecken.

Nationale Bewegung / Friedrich Weigelt

Minderheitenkongreß Zum erstenmal wurde in diesem Jahr der Kongreß der europäischen Minderheiten nicht in Genf abgehalten. Während man bisher stets am Sitz des Völkerbundes tagte, um dort am nachdrücklichsten die Forderungen der nationalen Minoritäten zu vertreten, versammelten sich diesmal ihre Abgesandten in Wien. Sicher hat bei der Wahl dieses Ortes die Tatsache eine Rolle gespielt, daß hier der Sitz des Generalsekretärs des Kongresses Ewald Ammende ist. Dazu kommt als Grund der Ortsverlegung die Forderung rein äußerlich sich vom Völkerbund und seiner Minderheitenpolitik zu distanzieren. In Wien wurden die kritischen und anklägerischen Stimmen lauter und heftiger.

Leiter des Kongresses war Josip Wilfan, der frühere slowenische Abgeordnete der italienischen Kammer. Der Völkerbund, führte er aus, habe in der Minoritätenfrage verlagert. Das zeigte er an folgenden Zahlen: Von 314 Beschwerden und 525 Petitionen kamen 50 vor den Rat; 40 davon wurden zur Kenntnis genommen, und nur 10 zur Verhandlung geführt, ohne eine Lösung zu erreichen. Der Generalsekretär Ammende führte in seinem Schlußwort dieses Verlagen des Völkerbunds darauf zurück, daß das Verfahren in Genf unter der Politisierung in der Erledigung leide; er verlangte zur Abhilfe die Entscheidungen der Minoritätenkonflikte durch unparteiische Richter. Der Kongreß verlangte in einer Resolution erneut, daß das Madrider Verfahren der Behandlung der Konflikte (siehe diese Rundschau 1929 I Seite 437, 1929 II Seite 833) abgeändert, und ein ständiger Ausschuß beim Völkerbund errichtet werde.

In seiner Eröffnungsrede hatte Wilfan auf die in letzter Zeit sich verschärfende Bedrängung der Minderheiten durch nationalistische Bewegungen in fast ganz Europa hingewiesen, »auf die Unduldbarkeit aller Nationalstaaten«. Er forderte darum weitgehende Selbstverwaltung und Überlassung der Pflege des eignen Volkstums. Dazu hatte der Organisationsausschuß unter dem Vorsitz Graebes eine Resolution ausgearbeitet, in der erklärt wird, die Unterscheidung von geschützten und ungeschützten Minderheiten, das heißt zwischen vertragspflichtigen und nicht vertragspflichtigen Staaten, stehe im Gegenlatz zu den Absichten, nach denen das Minderheitenschutzgesetz geschaffen

sei. Der Kongreß fordere Verwirklichung des ursprünglichen Gedankens und Festlegung der Grundätze zum Schutz der Nationalen Minderheiten im Recht aller europäischen Staaten. Das Mittel dahin zu kommen sei das gegenseitige Abkommen der Staaten, in dem die Verbindlichkeit der Grundrechte statuiert sei. Der Kongreß machte den Völkerbund weiterhin auf das Bestreben in einzelnen Staaten aufmerksam die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Minderheiten zu untergraben, um das Volkstum zu treffen.

Ein Vorstoß des Ungarn Graf Elterhazy gegen die Bedrückung der Ungarischen Minderheit in der Tschechoslowakei führte zur Unterbrechung der Sitzung des Kongresses. Der Präsident mußte dem Redner das Wort entziehen; die Erregung bei diesem Vorgang führte zu einem Nervenzusammenbruch Wilfans, dem Hirnblutungen folgten, so daß seine Überführung in ein Sanatorium notwendig wurde. Die Leitung des Kongresses wurde nun durch dessen Vizepräsidenten Schiemann, den Leiter der Deutschen Gruppe in Lettland, fortgesetzt. Elterhazy warf dem Kongreß in der Fortsetzung seiner Rede vor sich immer nur mit theoretischen Erwägungen abgegeben zu haben; er vermisse aber völlig das praktische Handeln.

Der Völkerbund wird gut daran tun die Beschlüsse der Minderheitenkongresse stärker zu beachten, da andernfalls zu befürchten ist, daß man auf seine Hilfe nicht mehr rechnet, und die Minderheitsbestrebungen sich dann in Irredentabildungen durchzusetzen suchen und extrem nationalistischen Charakter erhalten.

Oberschlesien Am 16. Juni waren 10 Jahre vergangen, seit Oberschlesien geteilt worden war. Seitdem ist die Unruhe aus diesem Gebiet nicht gewichen, niemand ist zufrieden. Es melden sich polnische und deutsche Stimmen, die für Übereignung des ganzen Gebiets als unteilbare wirtschaftliche Einheit an den einen oder den andern Staat eintreten. Aber grade hier zeigt sich der wirtschaftlich-nationale Widerspruch der Staatsgrenzen, der einmal historisch, ein andermal national-völkisch, schließlich wirtschaftlich gefaßt ist.

Um bei diesem anzufangen, so zeigt sich, daß an diesem Industriegebiet sowohl Deutschland wie Polen in stärkstem Maß stets interessiert sein werden. Nach beiden Ländern strömen die Hüttenerzeugnisse. Beide Länder werden ihren Anspruch beweiskräftig jederzeit an Hand von

Handelszahlen begründen können. National, im Sinne der Landesprache und der Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis gesehen, liegt nach dem Abstimmungsresultat das Schwergewicht bei Deutschland: 62 zu 38. Hierauf stützt man in Deutschland die Forderung auf das Gesamtgebiet; man behauptet, das Gebiet sei eine so starke Wirtschaftseinheit, daß es ohne Nachteil für die Betriebe nicht geteilt werden dürfe. Der polnische Hinweis auf die historischen Anrechte ist schwerlich hier entgegenzusetzen; man müßte sonst bei anderen Gebieten Veränderungen vornehmen, die zu unmöglichen Konstellationen führen würden, und man wüßte schließlich schwerlich, wo die historische Zeitrechnung für den Anspruch zu beginnen habe. Immerhin konnte nach dem Friedensvertrag der polnische Anspruch auf die Teile des Gebiets mit überwiegend polnischsprechender Bevölkerung nicht abgewiesen werden. Dem ist nun entgegengehalten worden, daß, entsprechend diesem Resultat der Abstimmung auch die Deutschen Minderheiten in anderen Ländern, zum Beispiel in der Tschechoslowakei und in Litauen, Abstimmungsrecht zu erhalten hätten (siehe dazu auch diese Rundschau, 1921 I Seite 201). Indes, die Sache liegt in der Tat in jedem Fall anders. Es kommt eben darauf an, ob überhaupt eine Gebietsteilung möglich ist, oder ob eine zu weitgehende Verschachtelung der Nationalitäten jede Trennung ausschließt, ferner auch, ob die Region der Minderheit an das Land des Volkes grenzt, dem jene Minderheit national angehört; und so weiter. Ein Schema kann man hier nicht aufstellen.

Die Schwierigkeiten bei der Erörterung der Zweckmäßigkeiten solcher Abstimmungen führen auf das Grundübel hin, das in dem zerklüfteten Europa in den staatlichen Grenzen liegt. Sie fördern nicht kulturelles Leben, häufen politische Konfliktsstoffe und hindern dadurch den wirtschaftlichen Aufbau des Kontinents. Ob Europa sich diesen Erkenntnissen noch lange verschließen kann? Nicht Eigenstaatlichkeit sondern nationalkulturelle Autonomie ist die Forderung einer wahren nationalen Gelinnung. Nationale Differenzierung bei wirtschaftlicher Integrierung; darin liegt die Zukunft Europas.

Danzig und Polen

Wenn man nach dem Schuldigen im Konflikt Danzig-Polen sucht, der seit Jahren zu immer schärferer Zuspitzung führt, und der leider auch nicht mit genügendem Nachdruck von Genf bearbeitet wird, so kommt man zum ähnlichen Ergebnis, wie

bei der berühmten philosophischen Frage, ob das Ei oder die Henne zuerst da war. Zweifellos richtig ist, daß Polen durch den Friedensvertrag bestimmt wurde den Danziger Freihafen für seinen Personen- und Frachtverkehr voll auszunutzen; dadurch sollte der wirtschaftliche Niedergang der Stadt durch einen andern Konkurrenzhafen verhindert werden. Aber die Voraussetzung war auch, daß Polen durch Danzig den ihm von Woodrow Wilson versprochenen freien Zugang zum Meer erhielt. Indem Danzig faktisch in englische Hand kam, wurde diese Freiheit grade in entscheidenden Fällen, so im Polnisch-Russischen Krieg, illusorisch. Daher die Tendenz Polens sich von solcher Bevormundung unabhängig zu machen. Danzigs kulturelle Verbindung mit Deutschland und deren häufige Betonung haben dazu geführt den Kriegshafen Polens, Gdingen, zum Konkurrenzunternehmen Danzigs werden zu lassen. Mit ungeheurem Kostenaufwand wurde dieser Hafen auch zum Personen- und Warenverkehr ausgebaut, so daß 1931 Gdingen bereits 7837 Personen von Übersee aufnahm und 7603 weiter verschifft. Danzig hatte in der gleichen Zeit nur 2300 Zureisende oder Ankommende. Das Warschauer Statistische Amt verbreitet nicht ohne Stolz diese Zahlen.

Danzig hat sich gegen jede militärische Invalation durch Polen gewehrt. Das Erstarken der deutschen Nationalsozialisten und ihre Regierungsbeteiligung im Freistaat veranlaßte die nicht weniger draufgängerische polnische Regierung respektive deren Flotte ohne Anmeldung beim Danziger Hafenamt in den Hafen einzulaufen und trotz der Aufforderung des Senats nicht fristgemäß wieder abzufahren. Ein deutscher Flottenbesuch sollte das Prestige der deutschen Stadt wieder heben. So kündigte am 17. Mai der deutsche Gesandte in Warschau einen Besuch deutscher Kriegsschiffe in Danzig am 23. Juni an. Da Polen den Freistaat dem Ausland gegenüber vertritt, war diese Anmeldung nötig. Die Warschauer Regierung aber gab den Auftrag nicht weiter und begründete das damit, daß sie erst untersuchen müßte, ob nicht Danzigs amtliche Stellen eine Einladung zu diesem Flottenbesuch nach Berlin gerichtet hätten. Der Senat bestritt das. Der polnische Generalkommissar in Danzig übergab noch die deutsche offizielle Ankündigung des Schiffsbesuchs an den Senat und reiste dann demonstrativ ab. Bei der Begrüßung beteiligte sich Polen offiziell nicht. Die Regierungspresse begnügte sich damit darauf hinzuweisen, daß dieser

Befuch eine Nichtbeachtung der Völkerbundsempfehlung zur Entspannung der Lage sei, was an sich nicht falsch sein mag, aber auch von der polnischen Politik selbst zu sagen wäre.

Schon häufen sich neue Konfliktsstoffe. Die polnische Öffentlichkeit verflucht die Danziger Bäder zu boykottieren. Der Weltmarkenverein, eine ähnliche Organisation wie der Ostmarkenverein der deutschen Vorkriegszeit, geht darin übernationalistische Wege. Wer sich in ein Danziger Bad begibt, soll öffentlich angeprangert werden. Die Regierungstellen sollen ihren Einfluß in gleicher Richtung aufbieten und besonders gegen die Ausreise von Beamten rigoros vorgehen. Die Danziger Behörden haben bereits amtlichen Einspruch erhoben. Deutsche nationalistische Blätter aber fordern von der deutschen Regierung in Genf vorstellig zu werden, daß Danzig dem Reich zurückgegeben werde, weil jetzt erwiesen sei, daß Polen den Danziger Hafen nicht brauche, die Stadt entgegen dem Friedensvertrag schädige und bewußt ihre wirtschaftliche Existenz gefährde. Danzigs Lebensbedingungen sind vom Hinterland abhängig. Seine Notlage durch Polens Boykottierung hat sicher zum Anwachsen des Nationalsozialismus geführt. Die Danziger Frage kann aber durch deutschen Nationalismus so wenig gelöst werden wie durch polnischen. Nationalistische Blindheit schädigt überall das nationale Interesse. Auch von Danzig, wie von anderen kritischen Punkten Europas aus, führt der Lösungsweg zum Vereinigten Europäischen Kontinent.

Totenliste

Am 15. November 1931 starb, wie bereits in der Rundschau Außenkolonisation (in diesem Band Seite 651) erwähnt, *Leopold Greenberg*, zionistischer Politiker, Chefredakteur des *Jewish Chronicle*. Er wurde in London geboren. Beim Auftreten Theodor Herzls war er einer der ersten, die sich der zionistischen Bewegung angeschlossen. Auf dem 6. Zionistenkongreß vertrat er mit Erfolg die Entsendung einer Studienkommission nach Uganda. Von 1905 bis 1907 war er Mitglied der Exekutive. In den letzten Jahren vor dem Krieg nahm seine zionistische Aktivität mehr und mehr ab. Er war aber an den Verhandlungen englischer Zionisten mit der Regierung, die schließlich zum Erlaß der Balfourdeklaration führten, wiederum führend beteiligt. Wegen des Bruchs dieser Erklärung steht jetzt das *Jewish Chronicle* in schärfster Opposition zur britischen Regierung.

Kurze Chronik Der Ständige Internationale Gerichtshof im Haag hat sich für alle Punkte des vor ihm verhandelten *Memelprozesses* (siehe diese Rundschau, 1932 I Seite 461) für zuständig erklärt und den Einspruch Litauens mit 13 gegen 3 Stimmen (gegen Polen, Belgien, Litauen) zurückgewiesen. Litauen wurde aufgefordert ein schriftliches Exposé zu diesen beiden Fragen einzureichen. Es handelt sich um die Ernennung des Direktoriums Simaitis und die am 22. März 1932 durch den litauischen Gouverneur verfügte Auflösung des Memellandtags. ◊ Die Deutsche Staatspartei im Saargebiet forderte in einer Resolution, daß bereits die Reparationsverhandlungen eine Lösung der Saarfrage bringen sollen. Das Saargebiet solle vor einer oberchleifischen Regelung bewahrt werden; die ganze Saar sei deutsch, und je schneller hier die faktische Anerkennung des politischen und nationalen Zustands erfolgt, um so eher werden die internationalen Konfliktsstoffe beseitigt. Eine im Landesrat des Saargebiets abgegebene Erklärung der verschiedenen Parteien ist in ähnlichem Sinn abgefaßt. (Die Zitierung der oberchleifischen Lösung entbehrt freilich der Logik. Bei dieser handelte es sich ja grade um ein gemischtnationales Gebiet, während die Saar, wie hier betont wird, ganz deutsch, also national einheitlich ist.) ◊ Auf dem *Sokolfest* in Prag sind unnötig scharfe Reden von verschiedenen Seiten gehalten worden, insbesondere bemühte sich der Prager Bürgermeister nicht grade um die Einigkeit der Völker im tschechoslowakischen Staatsverband. Seit Antonin Schvehla aus der offiziellen Politik ausgeschieden ist, scheint die nationaldemokratische Richtung Kramarsch (die der deutschen nationalsozialistischen ähnlich scheint) stärker Oberwasser bekommen zu haben. In Dux sind deutsche Turner beim Fackelzug angegriffen worden; einem deutschen Gelangverein soll die Fahnenaufschrift »Behüt Dich Gott, Sudetenland« verboten worden sein, weil die Bezeichnung Sudetenland politische Sonderbestrebungen enthalte. Daß man nicht von einem antideutschen Regierungskurs schlechthin sprechen kann, zeigt die Tatsache, daß der Unterrichtsminister Ivan Dérer in den Mittelchulen Deutsch, Italt Latein, eingeführt hat. ◊ In Jugoslawien wächst die Gegnerschaft gegen die zentralistische Regierung. Den extremen Flügel bilden Teile der Kroaten und Slowenen, die sich aus dem Staatsverband lösen möchten. Stärker ist die Gruppe derer, die eine Konföderation der

historischen Provinzen wünschen. Das gäbe eine Bildung mehrerer Staaten innerhalb Jugoslawiens. Diese Bestrebungen haben andere auf den Plan gerufen, die umgekehrt eine strengere, einheitlich-nationale Zusammenfassung wünschen; sie treten unter den Namen Eiserne Garde oder Jugoslawische Aktion auf. \diamond Die Spanische Republik hat den etwa 2 Millionen *Cataloniern* die offizielle Anerkennung ihres Dialekts als Amtssprache zugestimmt, nachdem Catalonien bereits als »autonome Region im Rahmen des Spanischen Staats« erklärt worden war. Über die Gestaltung der Unterrichtssprache im Unterricht der Schulen und der Universitäten sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen. Sie werden hoffentlich nicht zu einer so starken Zurückdrängung des Spanischen führen, daß der politische Gegensatz zur sprachlichen Fremdheit erweitert wird, zumal die baskischen und galicischen Provinzen auch ihre Forderungen angemeldet haben. \diamond In der Jüdischen Rundschau vom 5. Juli 1932 gibt Holger Ritter /Stockholm/ ein reizvolles Bild von dem »Pariser Ghettozauber«, das geeignet ist gewohnheitsmäßig übernommene Vorstellungen über die *Juden in Frankreich* zu korrigieren. Er konstatiert freilich, daß die jüdische Jugend dort sich »französiert«; eine »Assimilation«, die er mit Recht dem »fehlenden Antifemismus« zuschreibt. Gleichwohl entdeckt er bei einem jungen Mädchen, das »Paris, la plus belle ville du monde« schwärmerisch liebt, eine blauweiße Nadel, und auf seine Frage »Zionistin?« erhält er die begeistertste Antwort: »Mais naturellement, monsieur.« (Es sei hier daran erinnert, daß die französische Regierung durchaus positiv zur zionistischen Idee steht, und daß der Führer der französischen Sozialdemokratie, Léon Blum, sich zum Zionismus bekennt: ein Vorgang, der auch in der deutschen und in der österreichischen Sozialdemokratie beachtet werden sollte.)

Literatur

Manfred Georg erzählt in seiner Biographie *Theodor Herzls*/Berlin, Ralph A. Höger/ in populärer anschaulicher Weise den Lebenslauf des zionistischen Führers und gibt damit eine Geschichte der zionistischen Bewegung in ihren einzelnen Phasen bis zum Tod Herzls. Durch häufige Wiedergabe Herzlscher Aufzeichnungen und zeitgenössischer Meinungsäußerungen erhält die Darstellung eine besondere Lebensnähe. 2 (leider recht kurze) Schlußkapitel skizzieren die Entwicklung des Zionismus seit Herzls Tod.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Wladimir Latarew

Neutronen Walther Bothe und Herbert Becker hatten gefunden, daß leichte Elemente, etwa Beryllium, bei Bestrahlung mit α -Strahlen eine Strahlung ausenden, die durchdringender ist als die γ -Strahlung; sie wurde von Bothe und Becker für eine sehr harte γ -Strahlung gehalten. Wie in diesem Jahr in den Comptes Rendus de l'Académie des Sciences mitgeteilt wurde, haben *Irène Curie* und *Frédéric Joliot* die von dieser Strahlung in einer Ionisationskammer erzeugte Ionisation gemessen und gefunden, daß die Ionisation in der Kammer zunimmt, wenn sich vor dem Fenster der Kammer eine wasserstoffhaltige Substanz, etwa Paraffin, befindet. Die Zunahme der Ionisation rührt daher, daß aus der wasserstoffhaltigen Substanz durch die Berylliumstrahlung sehr schnelle Protonen herausgeworfen werden, die stärker ionisieren als die Berylliumstrahlung selbst. Eine Erhöhung der Ionisation in der Kammer wurde auch beobachtet, wenn diese statt mit Luft mit Helium gefüllt war. In der Vorwärtsrichtung, der Richtung der auftreffenden α -Teilchen, können die herausgeworfenen Protonen in Luft bis zu 30 Zentimeter durchlaufen. Die Curie-Joliotischen Versuche wurden von *James Chadwick* wiederholt und bestätigt. Er beobachtete ergänzend, daß die Berylliumstrahlung auch aus anderen Elementen, wie Helium, Lithium, Kohlenstoff, Stickstoff und Argon Teilchen herauschleudert. Die Gesamtheit der Befunde, insbesondere die Energieverhältnisse, sprechen gegen die Annahme, daß die Berylliumstrahlung eine harte γ -Strahlung sei. Dagegen vermag die von Chadwick aufgestellte Hypothese, daß die Berylliumstrahlung aus Neutronen (Teilchen mit der Masse 1 und der Ladung 0) besteht, alle bisherigen Beobachtungen einheitlich zu erklären. Ein Neutron soll nun aus einem Proton und einem Elektron aufgebaut sein, die wesentlich näher an einander gerückt sind als im Wasserstoffatom, so daß das innere elektrische Feld sehr hoch ist; nach außen hin hat das Neutron die Ladung 0. Der beim Beschließen von Beryllium mit α -Strahlen stattfindende Prozeß läßt sich demnach folgendermaßen darstellen: Beryllium (mit der Masse 9) + α -Teilchen = Kohlenstoff (mit der Masse 12) + Neutron. Lise Meitner berichtete kürzlich in einer Sitzung der Physikalischen Gesellschaft in Berlin

über Versuche, die *Franco Raletti* (der zurzeit in ihrem Laboratorium arbeitet) ausgeführt hat. Die Versuche Curie-Joliot's und Chadwick's wurden von ihm bestätigt. Er ließ ferner die Berylliumstrahlung 2 hinter einander aufgestellte Elektronenzählrohre durchsetzen und beobachtete die Koinzidenzen beider Zählrohre. Die Koinzidenzen verschwanden bei Zwischenhaltung von 5 Millimeter Aluminium fast vollständig und sind also nicht auf Neutronen zurückzuführen (diese könnten durch das zwischengeschaltete Aluminium nicht merklich absorbiert werden) sondern auf Einwirkung einer γ -Strahlung. Die Berylliumstrahlung besteht demnach aus Neutronen- und γ -Strahlung. Die Tatsache, daß Curie und Joliot mit der Ionisationskammer eine verschiedene Absorption der Berylliumstrahlung in Kohle und Paraffin feststellten, während sich dies bei den Raletti'schen Versuchen mit dem Zählrohr nicht zeigte, erklärt sich dadurch, daß mit der Ionisationskammer hauptsächlich Neutronen, mit dem Zählrohr jedoch die γ -Quanten gemessen werden. Der Existenz von Neutronen kommt eine große wissenschaftliche Bedeutung zu; Sie könnten ein geeignetes Mittel zur Zertrümmerung von Atomen schwerer Elemente werden, die sich mit α -Strahlen nicht zertrümmern lassen.

Ionenbeschleunigung Die Erforschung der Atomkerne wäre wesentlich erleichtert, wenn man eine zuverlässige Quelle für Ionen mit einer kinetischen Energie von über 1 Million Volt hätte; denn Teilchen von so hoher Energie sind besonders gut geeignet zur Erregung von Kernprozessen. Die direkte Methode zur Beschleunigung der Ionen durch entsprechende Potentialdifferenzen stößt jedoch auf große experimentelle Schwierigkeiten, mit denen die Erzeugung von hohen elektrischen Feldern stets verbunden ist. Nunmehr haben, wie im 40. Band der *Physical Review* mitgeteilt wurde, *Ernest Lawrence* und *Stanley Livingston* von der California-universität eine Methode entwickelt, die diese Schwierigkeiten beseitigt: mittels mehrfacher Beschleunigung der Ionen ohne Anwendung von Hochspannung. Ihre Methode besteht in folgendem: 2 halbzylinderförmige Elektroden, die mit ihren Konkavitäten einander zugekehrt sind, werden im Vakuum einem gleichförmigen Magnetfeld unterworfen, das parallel zu den Achsen der Platten gerichtet ist. Ferner wird durch hochfrequente Schwingungen zwischen den Platten, die

als Elektroden dienen, ein elektrisches Wechselfeld aufrechterhalten. Im Raum zwischen den beiden Platten werden durch Elektronenstoß Ionen erzeugt. Während einer Halbperiode der elektrischen Schwingungen beschleunigt das Wechselfeld die zwischen den Platten entstehenden Ionen ins Innere einer der Platten, wo sie durch das Magnetfeld längs einer kreisförmigen Bahn abgelenkt werden und dann in den Raum zwischen den Plattenelektroden zurückgelangen. Das Magnetfeld ist nun so bemessen, daß die Zeit, die zur Zurücklegung der halbkreisförmigen Bahn innerhalb der Elektroden gebraucht wird, grade gleich einer Schwingungshalbperiode ist. Das elektrische Feld wechselt seine Richtung infolgedessen gleichzeitig mit der Wiederkehr der Ionen in den Raum zwischen den Elektroden, so daß die Ionen hier einen neuen Geschwindigkeitszuwachs erhalten, aber nunmehr nach der andern Elektrode hin. Mit zunehmender Ionen- geschwindigkeit wird die Ablenkung schwächer, also der Bahnradius größer. Da die Wegradien innerhalb der Elektroden proportional den Ionengeschwindigkeiten sind, ist die zur Zurücklegung einer halbkreisförmigen Bahn nötige Zeit von der Ionengeschwindigkeit unabhängig. Die Ionen beschreiben daher spiralförmige Bahnen in Resonanz mit dem Wechselfeld, bis sie schließlich die Plattenbegrenzung erreichen. Ihre Endenergie ist das n -fache der an die Elektroden angelegten Spannung, wenn sie n mal von einer Elektrode zur andern gewandert waren. Diese Methode ist auf leichte Ionen, insbesondere auf Protonen, mit Erfolg angewandt worden. Schon in ihrer gegenwärtigen Entwicklung ermöglicht diese Methode die Herstellung einer sehr zuverlässigen Quelle für Ionen hoher Energie, für die eine verhältnismäßig bescheidene Laboratoriumsausstattung ausreicht. Im Laboratorium der Forscher wurde jetzt ein Magnet mit 114 Zentimeter Polflächendurchmesser aufgestellt, der Protonen mit über 10 Millionen Volt Energie erzeugen soll.

**Elektronen-
mikroskop** Es wurde in letzter Zeit vielfach versucht eine Linse für Elektronenstrahlen herzustellen. Entsprechend der elektrischen und magnetischen Beeinflussbarkeit des Elektrons kann man die fokussierende Wirkung einer Linse durch Verwendung geeigneter Kondensatoren oder magnetischer Spulen nachbilden. Es gelingt auf diese Weise (ähnlich wie in der Optik) alle Elektronen, die von einem Punkt

ausgehen, wieder in einem Punkt zusammenzutreten zu lassen, dem "Brennpunkt" der Elektronenlinse. Ist die Elektronenquelle nicht punktförmig sondern etwa ein Glühdraht, so wird durch die Anordnung ein Bild des Glühdrahts entworfen, dessen Größe durch die gleichen Beziehungen wie in der geometrischen Optik bestimmt ist. Es gelang Erich Brüche durch Kombination zweier solcher Linsen bei 200 bis 800 Volt Elektronengeschwindigkeit mühelos eine 100fache Vergrößerung zu erzielen. Ein derartiges "Elektronenmikroskop" ist von Brüche vor allem dazu verwendet worden, um die räumliche Verteilung der Emission einer Glühkathode sowie verschiedenartige Einflüsse auf die Emission zu untersuchen. Heizt man nämlich im Vakuum die zu untersuchende Kathode, und wird die geeignete Brennweite durch die angelegten Kondensatorspannungen festgesetzt, so wird die Kathode durch Elektronenstrahlen auf einem Fluoreszenzschirm abgebildet. Die Methode verspricht, darüber hinaus, wesentliche Beiträge zur Frage der Oberflächenstruktur liefern zu können und auch manche anderen physikalischen Probleme zu klären.

Veranstaltungen Die diesjährige (37.) Hauptversammlung der *Deutschen Bunsengesellschaft* fand vom 16. bis zum 19. Mai in Münster statt. Die zusammenfassenden Vorträge behandelten das Thema Radioaktivität. Die Leitung hatte Otto Hahn (Berlin). Zum Hauptthema sprachen unter anderen: Ernest Rutherford (Reminiscences of Early Days in Radioactivity), Stephan Meyer (Entwicklungsrichtungen der radioaktiven Forschung), Hans Geiger (Die Bedeutung der α -Strahlen für die Atomforschung), Life Meitner (Die Bedeutung der β - und γ -Strahlen für die Atomforschung), Fritz Paneth (Isotopie). Die *Chemisch-Physikalische Gesellschaft* in Wien veranstaltete eine gemeinverständliche Vortragsreihe über das Weltbild der heutigen Physik, deren Ertrag einem Fonds zur Errichtung eines Denkmals für Ludwig Boltzmann zufließt.

Totenliste Am 4. April starb in Erlangen der emeritierte Ordinarius der Chemie an der Universität *Otto Filcher*, in seinem 80. Lebensjahr. Er veröffentlichte mehr als 200 Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Organischen Chemie. Seine Forschungen galten vor allem einer Reihe von Farbstoffen, Inulin, Chinolin und den Alkaloiden.

Kurze Chronik In Warfchau wurde zu Ehren Marie Curies ein *Radiuminstitut* errichtet. \diamond

Als Ordinarius für Organische Chemie wurde *Fritz Ephraim* an die Universität Bern berufen. \diamond Es habilitierten sich Hans Kopfermann an der Universität Berlin für Physik, Wilhelm Dircherl an der Universität Heidelberg für Chemie, Karl Rehorst an der Universität Breslau für Chemie, Albert Wassermann an der Technischen Hochschule Berlin für Optik, Wolfgang Finkelburg an der Technischen Hochschule Karlsruhe für Physik, Werner Schmidt an der Technischen Hochschule Hannover für Anorganische Chemie, Richard Peierls an der Technischen Hochschule Zürich für Physik.

Literatur Wilhelm Kranpf überlieferte das Buch des Physikers der Harvarduniversität *Percy Bridgman* Die Logik der heutigen Physik; es erschien mit einer Einführung von Hugo Dingler (München, Max Hueber). Die einzelnen Abschnitte des Werks behandeln den operativen Charakter der Begriffe, den Kausalitätsbegriff, den Begriff der Identität, der Geschwindigkeit, das Wesen des Lichts und die Begriffe der Relativitätstheorie, Begriffe der Quantentheorie, die Einfachheit der Natur, den Determinismus. Der Verfasser sagt im Vorwort: »Mein Ziel ist ein doppeltes: Ich will 1. unsere Handlungen innerhalb der aktuellen Physik ... klar machen, und 2. suche ich ein Verständnis der Struktur der Gegenwartsphysik zu vermitteln.« Für Bridgman sind die experimentellen und messenden Handlungen, die »Operationen«, das Wesentliche in der Physik, und diese kämen wie alles andre aus der Erfahrung. Unter diesem Gesichtspunkt ist hier ein Werk entstanden, dessen (kritische) Lektüre sowohl für den Physiker wie für den Philosophen lohnen dürfte. \diamond Vollständig umgearbeitet, liegt die von Raphael Eduard Liesegang herausgegebene *Kolloidchemische Technologie* jetzt in 2. Auflage vor (Dresden, Theodor Steinkopf). Der Theoretische Teil mußte den immer weiter wachsenden Spezialausführungen Platz machen. Man findet unter anderem folgende Beiträge: Werner Mecklenburg Aktive Kohle, Ernest Hauler Kautschuk, Raphael Eduard Liesegang Photographie, Albrecht Skopnik Alphasalte und Teere, Gerhard Frenkel Portlandzement. Man braucht das Buch kaum noch zu empfehlen, da es bereits so vielen ein zuverlässiger Berater geworden ist.

Biologie / Hans Hauste**Forchungs-
anstalten**

Aus den Berichten der *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* seien als biologisch wichtige Arbeiten hervorgehoben: Aus dem Institut für Biologie der Beitrag T. H. Goodspeeds Die Bedeutung von quantitativen Chromosomenveränderungen, aus dem Institut für Hirnforschung die Beiträge M. H. Fishers zur Physiologie des Vestibularapparats, E. Tennenbaums über die Variabilität der Fleckengröße innerhalb der Palästinaraße von *Epilachna chrysomelina* und Nikolaj Timofejew-Ressowskij über gerichtete Variieren in der phänotypischen Manifestierung einiger Genovariationen von *Drosophila*. Der Tätigkeitsbericht unterdrückt nicht die ernststen Besorgnisse, die der deutschen wissenschaftlichen Forschung drohen, falls die Mittel der Gesellschaft neuen Beschränkungen unterworfen werden sollten. Nur der verständnisvollen Opferwilligkeit und dem wissenschaftlichen Idealismus der in den Instituten tätigen Forscher ist es zu danken, daß sich bisher die Leistungen der Institute auf der gewohnten Höhe halten konnten. Mit Hilfe der Rockefellerstiftung wurde das neue Institut für Zellphysiologie in Berlin errichtet; seine Leitung übernahm Otto Warburg. Aus der Arbeit des Instituts für Biologie sei die Untersuchung Agnes Bluhms zur Frage, ob elterlicher Alkoholismus eine erbliche Schädigung der Nachkommenchaft bewirkt, hervorgehoben; Bluhm bejaht sie. Die Untersuchungen des Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik befaßten sich vornehmlich mit Vererbungsfragen. Endgültig ist jetzt durch Otmar von Verschuer der Erbfaktor der Tuberkulose als Ergebnis seiner Zwillingsforschung festgelegt. Die anthropologischen Erhebungen an der deutschen Bevölkerung unter Leitung Eugen Fishers machten erfreuliche Fortschritte. Aus dem Institut für Arbeitsphysiologie ging unter der Leitung Edgar Atzlers eine große Reihe wichtiger Arbeiten hervor. Die Arbeiten des Instituts für Hirnforschung führten die Erkenntnisse über die Architektonik des Gehirns weiter, gaben neue Einblicke in die Sinnesphysiologie und betrafen Sonderfragen der Erbwissenschaft, vor allem in ihren Beziehungen zur Pathologie. Cécile und Oscar Vogt vor allem beleuchteten biologisch das Problem der Klassifikation der Erkrankungen des Nervensystems. In die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie wurde auf Antrag des bay-

rischen Justizministeriums die Kriminalbiologische Sammelstelle verlegt. Dadurch wird die Klinische und Genealogische Abteilung in wichtiger Weise ergänzt. Diese führt seit dem Herbst 1930 eine Mustervolkszählung zur Bestimmung einer bestimmten Population nach Abstammung sowie den wichtigsten körperlichen und psychischen Merkmalen durch. Schließlich seien noch aus dem Institut für Züchtungsforschung in Münchenberg die Untersuchungen hervorgehoben, die auf eine qualitative Verbesserung unserer wichtigsten Nutzpflanzen hinführen. Schon dieser kurze Überblick zeigt eindringlich, welche hervorragende Bedeutung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für die Biologie zukommt.

Veranstaltungen Die *Studiengemeinschaft für Wissenschaftliche Heimatkunde* hielt in Berlin im

Wintersemester 1931-1932 eine Reihe von Vorlesungen ab. Von den Themen seien hervorgehoben: Pflanzenzoologie der Mark Brandenburg (Hueck), Gewässer der märkischen Heimat (Effenberger), Die Eiszeit in ihrer Wirkung auf unsern Heimatboden (Friedrich Solger), Die märkische Vogelwelt mit Berücksichtigung des Vogelschutzes (Glasewald). Die *Konferenz für Vogelschutz*, die im Oktober 1931 im Haag stattfand, wurde auf unbestimmte Zeit vertagt. Die Arbeiten dieses Kongresses sollten in der Hauptsache darauf gerichtet sein eine Liste derjenigen freilebenden Vögel aufzustellen, die als jagdbar erklärt werden sollen, während alle anderen als geschützte Vögel zu betrachten wären. Am 7. Mai 1932 wurde in Hamburg der 25jährige Gedenktag der Eröffnung des *Tierparks Hagenbeck* in Stellingen bei Hamburg feierlich begangen. Der Hamburger Bürgermeister Carl Wilhelm Peterfen gedachte der Persönlichkeit des Begründers Carl Hagenbeck, der Hamburger Bürger war, und legte einen Kranz an seinem Denkmal nieder; die jetzigen Inhaber des Parks, Heinrich und Lorenz Hagenbeck, erhielten die Plakette der Stadt Hamburg für treue Dienste. Am 18. Mai wurde im Höraal des Pflanzenphysiologischen Instituts der Universität Berlin das 50jährige Jubiläum der *Deutschen Botanischen Gesellschaft*, die 1882 auf Anregung des Botanikers Natan Pringsheim, ihres ersten Präsidenten, entstanden war, feierlich begangen. Bei dieser Feier ernannte die Gesellschaft, die zurzeit etwa 1000 Mitglieder zählt, 7 Gelehrte des In- und Auslands zu Ehren- und 17 zu Korrespondierenden Mitgliedern.

**Gemeinver-
ständliche
Schriften** In die Tierwelt und das Tierleben *Afrikas* gibt der von H. Endemann aus dem Dänischen überletzte Roman Niels Meyns König Simba eine ausgezeichnete Einführung für Jung und Alt /Stuttgart, K. Thienemann/. Auf dem Hintergrund der lebendigen Schilderung der innerafrikanischen Landschaft von Grassteppe und Bergwäldern erleben wir die Lebensgeschichte des Löwen Simba, seinen Kampf mit Hyäne, Schakal, Pavian, Leopard, Nashorn und Kafferbüffel und seine Jagdweise auf Antilopen, Giraffen, Zebbras und Gnus. Die 4 farbigen Abbildungen des Buchs malte der bekannte Tiermaler Rudolf Paufchinger.

Totenliste Am 1. Januar 1931 starb in Magdeburg, 66 Jahre alt, der "Bibervater" **August Mertens**, der Leiter des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde. Als Staatskommissar für den Schutz der Mitteldeutschen Tierwelt sorgte er besonders für den Biber.

In Kiel starb am 7. Januar der ehemalige Ordinarius der Zoologie an der Universität **Karl Brandt**, in seinem 77. Lebensjahr. Nach seiner Promotion in Halle war er Assistent am Berliner Physiologischen Institut und später an der Zoologischen Station in Neapel. Von Königsberg aus, wo er sich habilitiert hatte, wurde er 1888 nach Kiel berufen.

Mit biologischen Forschungen hat sich auch **Brunold Springer** beschäftigt, der so plötzlich starb (siehe die Rundschau Dichtkunst, 1931 II Seite 705). Von seiner Kulturbilogie hat er nur den 1. Band, betitelt Die Blutmischung als Grundgesetz /Berlin, Verlag der Neuen Generation/, herausbringen können. Der 2., noch nicht veröffentlichte Band des Werks behandelt den Einfluß der Juden auf die Kultur der Welt.

In Berlin starb der Botaniker **Albrecht Zimmermann** (siehe die Rundschau Außenkolonisation, 1932 I Seite 195). Er war vor dem Krieg Direktor des Biologischen Landwirtschaftsinstituts in Amani /Deutsch Ostafrika/. Später arbeitete er im Rahmen der Biologischen Reichsanstalt in Berlin. Unter anderm betrafen seine Veröffentlichungen die Morphologie und Physiologie der Pflanzenzelle /1887/ sowie Baumwolle /1905/, Kautschuk /1913/ und Kaffee /1926/.

Der langjährige Ordinarius der Botanik an der Kieler Universität **Johannes Reinke** starb, 82 Jahre alt, am 25. Februar in Preetz in Holstein. Er war zunächst Assistent am Universitätsherbarium

in Göttingen, habilitierte sich 1872 in Bonn, wurde dann Extraordinarius in Göttingen und ging 1886 als Ordinarius nach Kiel. Er hat sich besonders um die Erforschung der Algenflora der Ostsee verdient gemacht. Er verfaßte eine Einleitung in die Theoretische Biologie /1901/, gab eine Kritik der Abstammungslehre /1920/ und veröffentlichte eine Philosophie der Botanik /1905/. Seine philosophischen Ansichten, die ihn zu einer Biodynamik führten, faßte er in dem Werk Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion /1923/ zusammen.

Der Pater **Erich Wasmann** von der Societas Jesu, bekannt als Ameisenforscher, starb Anfang März im Kloster Valkenburg /Holland/, in seinem 72. Lebensjahr. Für die Tierpsychologie hatten besondere Bedeutung seine Vergleichenden Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere /1897/ sowie seine Untersuchungen über die Sklaverei bei den Ameisen /1905/. Der ehemalige Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien **Franz Heger** starb dort Ende Juli, 88 Jahre alt. Er hat durch oft mühevollen Erwerb einzelner Stücke dem Wiener Museum den hohen wissenschaftlichen Rang verschafft, den es heute einnimmt.

In Tübingen starb am 22. September der emeritierte Professor der Zoologie **Friedrich Blochmann**, 73 Jahre alt. Er hat zahlreiche Studien über zoologische Probleme veröffentlicht. Unter seiner Leitung wurde das neue Zoologische Institut Tübingens erbaut.

In Wien erlag der Hirnforscher **Constantin von Economo** einem Herzleiden (siehe die Rundschau Psychologie, 1932 I Seite 177). Er fand das Kau- und Schluckzentrum in der Substantia nigra und lieferte wichtige Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der Gehirngrippe. Auch das Schlafsteuerungszentrum glaubt er im Mittelhirn gefunden zu haben.

Kurze Chronik Auf den Lehrstuhl für Botanik an der Universität München wurde der Herausgeber der Zeitschrift für Induktive Abstammungs- und Vererbungslehre, der Göttinger Professor **Fritz Wettstein**, als Nachfolger seines Vaters Richard Wettstein, berufen. Von der Wiener Akademie der Wissenschaften erhielt er den Hansgörgpreis für seine Forschungen über die Kreuzung der Laubmoose. ◊ Der Breslauer Professor für Pflanzenbau **Fritz Christianen-Weniger** wurde an die neue Landwirtschaftliche Hochschule in Angora berufen. ◊ Ordentlicher Professor

für Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der Universität Wien wurde *Carl von Faber*, bisher Direktor des Botanischen Instituts zu Buitenzorg auf Java, < Elifabeth Schiemann, seit 1931 außerordentlicher Professor für Botanische Genetik an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, *habilitierte* sich an der Berliner Universität für Botanik; ihre Antrittsvorlesung behandelte die Bedeutung der Experimentellen Genetik für die Systematik in der Botanik. In Gießen *habilitierte* sich Otto Appel für Pflanzenbau, besonders für Pilzkrankheiten und Pflanzenschutz, in Jena Erwin Brünning für Botanik. < Der Ordinarius der Angewandten Zoologie an der Universität München *Karl Elcherich* wurde am 18. September 1931 60 Jahre alt. Er war erst Arzt, später wandte er sich der Zoologie zu. Seine akademische Laufbahn, die er 1897 als Privatdozent in Karlsruhe begann, führte ihn über Straßburg, Tharandt und wieder Karlsruhe an die Münchener Hochschule. Wichtige infektionskundliche Ergebnisse brachte er von seinen großen Forschungsreisen nach den Inseln Ocherba und Linosa, nach Tunis, Erythraea, Zentralasien und Amerika mit. 1914 begründete er die Zeitschrift für Angewandte Entomologie, auch rief er die Deutsche Gesellschaft für Angewandte Entomologie ins Leben. < Der Verlag R. Oldenbourg in München stellt einen von Edgar Dacqué autorisierten *Lichtbildervortrag* über seine Forschungen kostenlos zur Verfügung.

Literatur

Die biologischen Grundlagen der Eugenik werden in *Hermann Muckermanns* Buch *Die Vererbung* /Potsdam, Müller & Kiepenheuer/ in einem guten Überblick geschildert. Gregor Mendels experimentelle Untersuchungen, die über ihn hinausführenden Forschungen durch Thomas Hunt Morgan und die Untersuchungen über die Mutation durch Hugo de Vries und über die Beeinflussbarkeit des Erbgefüges durch H. J. Muller werden als Grundlage für unsere Erkenntnis besprochen. Ausgehend von den wichtigsten Tatsachen der menschlichen Erblehre behandelt dann der Verfasser die Familie als die biologische Einheit des Volks nach der Richtung der erbgefundenen wie der erbkranken Familie. Aus der Notwendigkeit einer Verringerung der Zahl der erblich belasteten Familien folgt als wichtigstes Problem die Differenzierung der Fortpflanzung zugunsten der erbgefundenen Familie.

Geschichte / Michael Freund

Rom

Der Verlag Herder in Freiburg gibt eine neuartige Weltgeschichte heraus. Heinrich Finke, Hermann Junker, Gustav Schnürer haben die wissenschaftliche Leitung dieses Unternehmens, der Geschichte der führenden Völker, inne. Die Weltgeschichte wird hier nicht in Querschnitte nach Epochen aufgeteilt sondern in Längschnitte nach Völkern. Dieses Verfahren hat viele Vorteile für sich. Die Einheitlichkeit der Betrachtungsweise, die Geschlossenheit der Darstellung, geschichtliche Lebendigkeit scheinen stärker erreicht zu sein als bei anderen Gesamtdarstellungen der Geschichte. Die geschichtliche Entwicklung läßt sich in größeren Zeiträumen, in ihrer Verflechtung über weite Jahrhunderte in einem geschlossenen Band darstellen. Immerhin erprobt sich die Methode an dem vorliegenden Band *Joseph Vogts: Römische Geschichte* (1. Hälfte: Die Römische Republik) stärker, weil es hier eine geschlossene Welt darzustellen galt. Für spätere Epochen, da die Völker auf einander übergreifen, Völkergemeinschaften sich bilden, mag diese Methode auf Schwierigkeiten stoßen. Der Verfall Roms war für die abendländische Menschheit ein überwältigendes Erlebnis und ist auch, wie das Buch Walther Rehms schön aufzeigt (siehe diese Rundschau, 1931 I Seite 92), ein nie endenwollendes »europäisches Gespräch« gewesen. Unverwundbar ist andererseits auch der Eindruck der Größe Roms. Das Erlebnis der Einzigartigkeit des römischen Staats und Werks bestimmt auch das Buch Vogts. Ohne kritiklos zu sein, ist er von einer warmen Liebe zu Rom erfüllt. Die Sprache scheint dem Gegenstand angepaßt; sie ist einfach, schlicht und doch warm und eindrucksvoll. Manches liest sich wie die schönsten Stellen aus Fustel de Coulanges. Das Buch ist auf der vollen Beherrschung der Materie aufgebaut und hat doch alles Akademisch-Gelehrtenhafte abgestreift. Die Lektüre der Geschichte Roms hat manchmal beinahe etwas Erregendes an sich. Schlechthin glänzend sind die Teile, die sich auf die Wechselwirkung zwischen der Expansion Rom und der Umbildung seines Staatswesens beziehen. Wie und mit welchen wechselnden Formen Rom seine Herrschaft über die Welt begründet, wie die Ausweitung der römischen Herrschaft die inneren Grundlagen des Staats umgestaltet hat, wie neue Herrschafts-

formen nach außen neue politische Formen im Innern hervorbringen, und die Herrschaftsformen im Innern die äußere Politik beeinflussen, wie eigenständige Lebensformen Roms sich mit Einflüssen von außen durchdringen, ist eindringlich dargestellt und liest sich teilweise wie ein Kolleg über die Wechselwirkung innerer und äußerer Politik. Der Entwicklungsverlauf im ganzen hebt sich mit deutlichen Linien ab und hinterläßt einen haften Eindruck. Vielleicht hätte das Kapitel über das Hochkommen der Plebs und den jahrhundertelangen Kampf der Plebs etwas ausführlicher gehalten werden können; den sozialen Aufbau der Plebs, ihre Forderungen, die Formen ihrer Einfügung in den Staat hätte man etwas eingehender dargestellt gewünscht. Die Darstellung klingt in die Heraufkunft der Monarchie aus und endet mit Augustus.

Den Zeitraum, da Rom zur beherrschenden Seemacht und zur Herrin des Mittelmeers wird und schließlich die Einheit des Mittelmeerlebenskreises begründet, stellt der 8. Band der Cambridge Ancient History dar, der unter dem Titel *Rome and the Mediterranean*, von S. A. Cook, F. E. Adcock und M. P. Charlesworth herausgegeben wird (Cambridge, The University Press). Der Band behandelt den Zeitraum von 218 bis 133 vor Christus, also im wesentlichen den Zeitabschnitt der Punischen Kriege. Dabei wird die ganze Mittelmeerwelt dargestellt. Alle die Reiche, mit denen Rom jetzt Beziehungen und Kämpfe um Vorrherrschaft und Weiterbestand hat, werden eingehend beschrieben. Der Band beginnt mit einer Darstellung von Polybios, der, wie auch Vogt schön ausführt, als erster die Vision des Römischen Reichs und die Vorstellung einer römischen Mission hat. Die geistige Entwicklung Roms, die wirtschaftliche Entwicklung der Mittelmeerwelt, das Aufkommen der hellenistischen Kultur, die politischen Geschehnisse, alles wird uns genau, gründlich, mit der Aufbietung eines manchmal verwirrenden Materials vorgeführt. Tabellen der Dynastien der meisten behandelten Reiche, Chronologien, Pläne, Karten machen das Werk zu einem unentbehrlichen wissenschaftlichen Standardwerk. Für die breitere Öffentlichkeit ist es freilich nicht gedacht. Mehr als von allen anderen Sammelwerken der Cambridge University Press (Cambridge History of the British Empire, Cambridge Modern History, Cambridge History of India) gilt, was in dieser Rundschau (1931 I Seite 384) von

der Cambridge History of the British Empire gesagt wurde, für den vorliegenden Band. Aber auch der Nichtfachmann wird im Durchblättern dieser Bände manche Anregung finden und auf manches stoßen, was ihn zu fesseln vermag.

Renaissance Der Göttinger Historiker Alfred von Martin, der neuerlich von der Geistesgeschichte zur Soziologie hinübergewechselt ist, legt eine Soziologie der Renaissance vor (Stuttgart, Ferdinand Enke). Die Arbeit soll ein Beitrag zur »Physiognomik und Rhythmik bürgerlicher Kultur« sein. Martin hat durch geistesgeschichtliche Arbeiten über Colluccio Salutati schon das Seine zur Erforschung der Renaissance getan, und mit dem vorliegenden Buch gibt er den seit Jahren bedeutendsten Beitrag zur Geschichte der Renaissance. Es ist ein einpräglames, eindrucksvolles, ja hinreißendes Bild, das Martin von der Welt der Renaissance entwirft. Es ist im wesentlichen ein Bild des Verfalls: Genußfreude, weiches unheroisches Weltbehagen, Unernthaltigkeit, Ästhetisierung und Romantifizierung des Lebens erscheinen als die wesentlichsten Charakteristika der neuen Welt. Martin möchte daher in Machiavelli einen »salchistischen« Kritiker der neuen bourgeoisie finden. Heroische Lebensauffassung, die Diktatur, die »Entscheidung« werden durch Machiavelli gegen den Hedonismus, die Diskussion und das »ewige Gespräch« der bürgerlichen Welt gestellt. Ist die Zurechnung der Renaissance zur bürgerlich kapitalistischen Welt so ohne weiteres richtig? In einem geistvollen Buch Die Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie (Stuttgart, W. Kohlhammer) behandelt Max Horkheimer Machiavelli als den Bahnbrecher bürgerlicher Geschichtsphilosophie. Das Bild, das Martin von der Welt der Renaissance entwirft, gleicht in auffallendem Maß dem Bild, das Bernhard Groethuyfen in seinem glänzenden Buch Die Entstehung der bürgerlichen Lebensanschauung in Frankreich (siehe die Rundschau Religionswissenschaft, 1931 II Seite 1027) von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts zeichnet. Gegen Groethuyfen hat Benedetto Croce in seinem Buch Theorie und Geschichte der Historiographie (Tübingen, J. C. B. Mohr) das Bedenken ausgesprochen, ob denn die geistige Welt, die Groethuyfen mit so großer Meisterschaft darstellt, so ohne weiteres als bürgerlich bezeichnet werden darf. Aufklärung und Renaissance bilden ja in einem gewissen Sinn eine

innere geistige Einheit. Beide scheinen aber weniger durch das Bürgertum im strengen Sinn als durch die "Intelligenz" gekennzeichnet. Die Politische Romantik Carl Schmitts, die Martin in sein Bild der Renaissance mit äußerstem Geschick hineinarbeitet, zeichnet im letzten Grund den Literaten der Aufklärung, die Unentschiedenheit des über die »bürgerlichen Klassen« erhobenen Menschen. Martin und Groethuysen stellen die Heraufkunft der bürgerlichen Lebensauffassung als das Erlahmen der Menschheit zu spielerischer, hedonistischer Lebensart dar. Die Heraufkunft der bürgerlichen Welt ist von Max Weber andererseits als der »letzte unserer Heroismen« gezeichnet worden. Man kann nicht den bürgerlichen Geist als einheitlich auffassen. Martin analysiert nicht die geistesgeschichtliche Situation des Bürgertums schlechthin sondern die Situation des frühkapitalistischen Bürgertums. Die Gestalten, die Martin beschreibt, die in der Renaissance auferstehen, sind Gestalten, die auch die römische Verfallszeit kannte. Gewiß war die römische Verfallszeit »kapitalistisch«. Aber ihr Kapitalismus hatte nichts von der geschichtlichen Einzigartigkeit des modernen Kapitalismus an sich. So sehr Max Webers Herleitung des »kapitalistischen Geistes« aus dem Puritanismus durch die neuere Forschung immer stärker die Grundlagen verliert, so hat doch seine Behauptung der »Skala der Kapitalismen«, des Übergangs vom Paria-, Finanz-, Wucher-, Abenteurerkapitalismus zum rationalen industriellen Kapitalismus, eines Übergangs, wie ihn schon Marx im Kapital skizziert, noch immer Gültigkeit. Sie scheint von Martin allzusehr vernachlässigt. Die Forschungsergebnisse Werner Sombarts und Max Schelers sind allzu einschränkungslos übernommen. Mit Sombart und Karl Holl will Martin im Calvinismus antikapitalistische Momente sehen. Der industrielle Kapitalismus bedurft aber zu seiner Entfaltung der Bändigung der unregelmäßigen ökonomischen Appetite des Frühkapitalismus, und der Aufstieg des rationalen Kapitalismus hat sich in der Tat unter bisweilen sehr antikapitalistisch anmutenden Lofungen vollzogen. Leider ist in Deutschland auch das schöne Buch R. H. Tawneys Religion and the Rise of Capitalism, das die Diskussion über Physiognomik und Rhythmik der bürgerlichen Kultur sehr befruchten könnte, noch sehr wenig bekannt. So ist das Martinische Werk ein bestechender und glänzender Beitrag zu einer Diskussion, die aber nun richtig weitergehen muß.

Seit Jahren bereits versucht Konrad Burdach der Renaissance dadurch eine neue Deutung zu geben, daß er sie an die Spiritualenbewegung, an mythische Erneuerungsbestrebungen, etwa die franziskanische Bewegung anzuknüpfen trachtete. Man nahm den Begriff Renaissance in der eigentlichen Bedeutung: Wiedergeburt. Es ließ sich so auch Reformator und Renaissance in eins deuten. Johan Huizinga hat dies so getan (siehe diese Rundschau, 1930 III Seite 931). Als das großartigste Vorpiel der Renaissance erschien das Tribut Cola di Rienzos im 14. Jahrhundert. Hier strömten in der Tat Spiritualenreligion und die Verehrung der Größe des alten Roms in eins zusammen. Rienzo wollte die Macht und Einheit Italiens neu begründen; er stützte sich auf die Massen gegen die herrschenden Gewalten. Mit Recht hat man ihn einen Vorläufer Machiavellis genannt. Der junge Richard Wagner hat seine frühen revolutionären Träume in das Bild des seltsamen Revolutionärs gekleidet und den Namen Rienzos durch seine Oper zuerst in aller Mund gebracht. Konrad Burdach und Paul Piur haben in jahrzehntelanger Arbeit die Quellen, Briefe, Dokumente zum Leben Rienzos in muster-gültiger Form herausgebracht /Berlin, Weidmannsche Buchhandlung/. Jetzt legt Paul Piur eine Biographie Rienzos vor (Cola di Rienzo: Darstellung seines Lebens und seines Geistes /Wien, L. W. Seidel & Sohn/). Gestützt auf eine souveräne Beherrschung der Quellen und eine kritische Sichtung allen Materials gibt Piur eine wohl abschließende Biographie des Revolutionärs. Er verzichtet bewußt auf alles glänzende Beiwerk; erzählt schlicht, doch eindrucksvoll. Er reinigt das Bild seines Helden von dem Komödianten- und Scharlatanhaften, das ihm im Bewußtsein der meisten anhaftet. Er betont auch, wie Rienzos Herrschaft, die man gern nur als glänzende Episode auffaßt, dauernde Spuren in der Verfassungs- und Rechtsentwicklung Roms hinterlassen hat. Man muß ihm Dank wissen, daß er die große Biographie Rienzos, auf die man schon lange wartete, gegeben hat.

Kapitalismus Die Diskussion über die historische Genesis des kapitalistischen Geistes ist in letzter Zeit wieder mit vertiefter Befinnung aufgegriffen worden. In dem Buch Alfred von Martins haben wir einen bedeutenden Beitrag dazu kennen gelernt. Max Horkheimers schon erwähn-tes Buch Die Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie bringt einen wei-

tern wertvollen Beitrag zu der Diskussion. Das Buch will soziologisch und mit Hilfe der ökonomischen Geschichtsbeurteilung seine Erkenntnisse gewinnen. Der Begriff bürgerlich ist aber allzu undifferenziert angewandt, die bürgerliche Situation ist von dem Autor zu sehr mit allgemeinen soziologischen Kategorien, statt historisch-konkret, erfaßt.

Ein Beitrag zur historischen Genese des Kapitalismus ist auch das geistvolle, hier in der Rundschau Sozialwissenschaften (1930 II Seite 704) ausführlich besprochene Buch *Sigmund Rubinstains Herrschaft und Wirtschaft* /München, Dreimaskenverlag/. Rubinstein fußt auf den Gedankengängen Max Webers: Mit dem modernen Kapitalismus (im Gegensatz zu dem auf politischer Macht und Herrschaft beruhenden Frühkapitalismus) entsteht die erste herrschaftsreihe Vergemeinschaftung. So findet Rubinstein die Linie von der Welt des industriellen Bürgertums über die Aufklärung zum »romantischen Sozialismus«. Die Entwicklung von Puritanismus über Aufklärung zu Romantik verläuft nun, so wie sie Rubinstein zeichnet, gewiß allzu widerspruchlos und in allzu sanfter Bewegung; aber es wird eine packende Konzeption der modernen Wirtschafts- und Sozialgeschichte geboten.

Der Professor an der Universität Tokio *Johann Baptist Kraus* greift in die Diskussion über die Herkunft des kapitalistischen Geistes mit einem Buch *Scholaistik, Puritanismus und Kapitalismus* /München, Duncker & Humblot/ ein. Was die konkrete Darstellung der sozialgeschichtlichen Entwicklung Englands angeht, folgt Kraus ganz R. H. Tawney. Während aber Tawney als religiöser Sozialist den modernen Kapitalismus seinen Triumph durch die Säkularisation des sozialen Lebens erringen läßt, also den Begriff des kapitalistischen Geistes beibehält, möchte Kraus wieder zur »immanenten Wirtschaftsgeschichte« zurückkehren und die Entstehung des Kapitalismus auch in seiner hochentwickelten Form nur aus den Eigengesetzlichkeiten der Wirtschaft selbst erklären. Es scheint, daß er damit eine wesentliche Errungenschaft der Debatte um die Genese des Kapitalismus preisgibt: nämlich das Wissen darum, daß man das Werden des Kapitalismus im Zusammenhang mit der gesamthistorischen Entwicklung betrachten muß, und daß der moderne Kapitalismus in seiner welthistorischen Einzigartigkeit nur durch das Zusammentreffen eigentümlicher geschichtlicher Umstände entstehen konnte.

Veranstaltungen Aus einer im Verlag Boccard in Paris herausgegebenen Festschrift *L'histoire et l'oeuvre de l'Ecole Française à Rome* erfährt man näheres über die *Ecole Française à Rome*, die im Oktober 1931 das 50jährige Jubiläum beging. Die Feier wurde durch eine Tagung in Rom begangen. Schon seit dem 17. Jahrhundert bestand in Rom eine wissenschaftliche französische Kolonie. Im 19. Jahrhundert wurde dort von Preußen das Institut de Correspondance Archéologique gegründet, das auf internationaler Basis ruhte und zunächst alle Niederlassungen archäologischer und antiker Forscher umfaßte. Mit den Ereignissen von 1870 zerbrach der internationale Charakter dieses Instituts, und nach längeren Bemühungen wurde die *Ecole Française* gegründet. Sie ist heute ein Zentrum historischer, archäologischer, antiker und humanistischer Forschungen.

Die *Association Budé* hielt ihren Kongreß für 1932 im April zu Nîmes ab. Die Gesellschaft dient der archäologischen und antiken Forschung. Sie tagte in Nîmes, um die archäologischen Denkmäler der römischen Herrschaft in der Provence zu erörtern. Sie denkt auch daran nach dem Muster der Teubner'schen Klassikerausgaben des römischen und griechischen Altertums eine ähnliche Sammlung römischer und griechischer Autoren in Angriff zu nehmen.

Totenliste Am 27. April 1931 starb in Dortmund, im Alter von 39 Jahren, *Ermentrude Bäcker*, geborene von Ranke, Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde am Pädagogischen Seminar in Dortmund. Ihr historisches Arbeitsgebiet war Deutsche Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts; sie hat über die Kölner Handelsbeziehungen im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit geschrieben.

Der Kirchenhistoriker *Hans von Schubert*, der am 6. Mai, im Alter von 72 Jahren, in Heidelberg starb, hat sich durch Arbeiten zur Kirchengeschichte, insbesondere durch Studien über die weltgeschichtlichen Folgen des Kampfs von Kaiser und Papst und die kommunistische Unterströmung in der christlichen Religion, Verdienste erworben.

Der Historiker der englischen Kolonialentwicklung *Charles Prestwood Lucas*, ehemals Unterstaatssekretär im Kolonialamt, ist in London am 7. Mai, im Alter von 74 Jahren, gestorben. Seine Einleitung in die *Cambridge History of the British Empire* konnte vor kurzem in

dieser Rundschau (1931 I Seite 384) erwähnt werden. Unter seinen sonstigen Arbeiten seien eine Geschichte der Aufteilung und Kolonisierung Afrikas und *The Empire at War 1922* /London, Humphrey Milford/ genannt.

Durch den Tod des Erzbischofs von Santiago, Primas von Chile, *Crescente Errazuriz*, der im Juni, 92 Jahre alt, in Santiago starb, verlor Südamerika einen führenden Historiker. Außer vielen Arbeiten über chilenische Kirchengeschichte schrieb er eine große Biographie des Eroberers von Chile Pedro de Valdivia und die Biographie der meisten Ipanischen Prokonsuln Chiles.

Am 15. Juni starb in London einer der hervorragendsten englischen Historiker, *William Hunt*, im Alter von 90 Jahren. Als Geistlicher hat Hunt mit Arbeiten zur Kirchengeschichte Englands begonnen. Die Schaffung der großen repräsentativen *History of the English Church*, in der er selbst das Mittelalter bearbeitete, ist vorzüglich sein Verdienst. Sodann begründete er zusammen mit Reginald Lane Poole die bedeutende *Political History of England*. Er schrieb dafür die Geschichte Englands unter Georg III und bahnte eine günstigere Beurteilung Georgs an, die sich auch durchsetzte.

In Minsk starb im Juli der Professor der Geschichte *Wlewolod Ignatorikij*, im Alter von 49 Jahren. Er hat die Geschichte Weißrußlands geschrieben.

In Paris starb im Oktober der französische Historiker *Geoffroy de Grandmaison*, 74 Jahre alt. Er ist vor allem als Napoléonforscher hervorgetreten. Neben kritischen Auseinandersetzungen mit der Napoléonliteratur, einer Darstellung der Beziehungen Napoléons und der "Schwarzen Kardinale" 1810 bis 1814 erforschte er vor allem die Ipanische Politik Napoléons. Er hat das Vorspiel behandelt: Spanien und die Französische Revolution; er hat große Quellenpublikationen zur Geschichte der Ipanisch-französischen Beziehungen im Zeitalter der Revolution und Napoléons unternommen und hat schließlich den Hauptertrag seiner Forschungen in dem monumentalen Werk *L'Espagne et Napoléon* /Paris, Plon-Nourrit/ niedergelegt. 3 Bände davon sind erschienen; der 4. ist im Druck.

Eine hervorragende Figur der französischen Geschichts- und Altertumsforschung war *Victor Bérard*, der im November in Paris, 67 Jahre alt, starb. Seine besonderen Leistungen liegen auf dem Gebiet der Homerforschung; er untersuchte in vielen Veröffentlichungen

die historischen Hintergründe und Zusammenhänge der Odyssee. Von dort aus kam er zu historisch-völkerkundlichen und historisch-politischen Arbeiten; genannt seien die Türkei und der gegenwärtige Hellenismus, Mazedonien, Kreta, Der Aufruhr Aliens, Marokko, Der Islam und die Mächte, Die Revolution in Perlien, endlich die Monographie Genf, Frankreich und die Schweiz.

Ein großer Verlust für die Geschichts- und Altertumsforschung ist auch der Tod des französischen Gelehrten *Stéphane Gsell*, der im Dezember, im Alter von 68 Jahren, verschied. Unter vielen und bedeutenden Arbeiten über Herodot, die Geschichte und die politischen Verhältnisse Algeriens, archäologischen Forschungen ragt als sein Hauptwerk die monumentale *Histoire ancienne de l'Afrique du Nord* hervor.

Der französische Physiker, Soziologe und Psychologe *Gustave Le Bon*, der in seinem 91. Lebensjahr im Dezember starb (siehe die Rundschau Psychologie, 1932 I Seite 177), und dessen Massenpsychologie, wenn auch angefochten, aus dem Geistesleben unserer Zeit nicht fortzudenken ist, hat durch Forschungen über Urgeschichte, Indien, die Französische Revolution auch auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft gewirkt.

Kurze Chronik Der hervorragende Madrider Forscher über Urgeschichte *Hugo Obermaier* wurde als Nachfolger Max Eberts auf den Lehrstuhl der Universität Berlin für Vorgeschichte berufen. Obermaier schrieb für die im Verlag Herder in Freiburg erscheinende *Geschichte der führenden Völker* die Abteilung Vorgeschichte. ◊ Den Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Universität Halle wird *Richard Laqueur* als Nachfolger Wilhelm Webers einnehmen. Wir verdanken Laqueur Forschungen über Polybius, Eusebius, das 2. Makkabäerbuch und die griechischen Volksbeschlüsse. ◊ Auf den Lehrstuhl der Neuern Geschichte der Universität Halle wurde *Sigmund Kähler* als Nachfolger Otto Beckers berufen. Er ist vor allem durch ein ausgezeichnetes Buch über Wilhelm von Humboldt hervorgetreten. ◊ Der Dozent am University College in Aberystwyth *Charles Kingsley Webster* übernimmt die Stevensonprofessur für Internationale Geschichte an der Universität London. Er hat über den Wiener Kongreß, die Diplomatie im 19. Jahrhundert gearbeitet und trat jüngst mit einer hervorragenden Arbeit über die Auswärtige Po-

litik Castlereaghs, die europäische Politik Englands während und nach dem Wiener Kongreß, hervor. ◊ Der Professor an der Technischen Hochschule München *Friedrich Seifert* geht als Ordinarius für Geschichtsphilosophie an die Deutsche Hochschule in Prag. ◊ An die selbe Hochschule geht *Gisbert Beyerhaus* von der Universität Köln als Ordinarius für Neuere Geschichte. ◊ Nachfolger Alfred Baumgartners auf dem Lehrstuhl der Universität Basel für Allgemeine Geschichte wird *Hermann Bächtold*, der bisher dort Vertreter der Mittlern und Neuern Geschichte war; diese Berufung ist insofern bemerkenswert, als Bächtold vorwiegend über Volkskunde gearbeitet hat. ◊ Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte wird dort *Emil Dürr*. In Dürrs Arbeiten herrscht ein moderner Zug vor. Er veröffentlichte eine Arbeit über Freiheit und Macht bei Jakob Burckhardt und eine Studie über die »Verwirtschaftung der politischen Motive und Parteien«, unter dem Titel *Neuzeitliche Wandlungen in der Schweizerischen Politik*, beide bei Helbing & Lichtenhahn in Basel. Von früheren Arbeiten verdient eine Studie über die Auswärtige Politik der Eidgenossenschaft und die Schlacht von Marignano Erwähnung. ◊ An der Universität Berlin *habilitierte* sich für Neuere Geschichte *Dietrich Gerhard*; seine Habilitationsschrift behandelt die englisch-russischen Beziehungen im 18. Jahrhundert. An der Universität Bonn *habilitierte* sich *Paul Strack* für Alte Geschichte; seine Antrittsvorlesung behandelte Delphis Stellung im Kampf der politischen Parteien. An der Universität Greifswald *habilitierte* sich *Werner Frauendienst*; seine Antrittsvorlesung betraf Probleme der neuesten Forschung über Freiherr vom Stein.

Literatur Das *Deutsche Biographische Jahrbuch* /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ enthält eine Reihe zum Teil äußerst wertvoller Darstellungen von deutschen Historikern, die in jüngster Zeit starben. *Emil Daniels* schreibt die Biographie *Max Lehmanns*, *Arnold Oskar Meyer* die *Dietrich Schäfers*, den Historiker der Kriegswissenschaft *Hans Delbrück* würdigt *Johannes Ziekursch*, *Sigmund Kähler* gibt einen Lebensaufriß des *Marburger Historikers Karl Eilhard Wilhelm Buch*, *Ernst Müller* schreibt über *Herman von Petersdorff*, und der *Breslauer Historiker Hermann Reincke-Bloch* findet seine Darstellung durch *Walther Neumann*.

Hygiene / Lisbeth Berndt

Kriegsnachwirkung Über die unmittelbare Einwirkung der Kriegsernährung auf den physischen Zustand der Bevölkerung, besonders auch über ihren direkten Einfluß auf Wachstum und Größe der Schulkindergeneration, ist eine Reihe von Schriften im Lauf der Jahre veröffentlicht worden. Doch fehlte bisher jede zusammenfassende Untersuchung über die *Nachwirkung* der *Kriegsunterernährung* auf die Kinder, die während des Kriegs und nachweisbar schon mit einem durchschnittlich verminderten Geburtsgewicht zur Welt kamen. In dieses schwer zu erfassende, aber außerordentlich wichtige Gebiet führt das Buch *Georg Wolffs Die Nachwirkung der Kriegshungerperiode auf das Schulkinderwachstum* /Leipzig, Leopold Voss/. *Wolffs* Untersuchungen erstrecken sich auf 3778 Lernanfänger des Berliner Bezirks Prenzlauer Berg aus den Einschulungsjahren 1924 bis 1928; als Grundlage dient ihm eine mathematisch genauest ausgearbeitete anthropometrische Messungsmethode, die Alter, Gewicht und Größe mit einander in Beziehung setzt. Es ergibt sich nun, daß bei den Kindern der Jahrgänge 1924 und 1925 und teilweise auch noch 1926, deren Geburtsjahr in die Zeit der schwersten Hungerperiode, in die Jahre 1917 bis 1919, fällt, eine ausgesprochene Wachstumshemmung nachzuweisen ist, die erst bei den im Jahr 1927 eingeschulerten Kindern (Geburtsjahr 1920-1921) wieder eingeholt ist. Die Größendifferenz zwischen den Jahrgängen 1926 und 1927 ist besonders groß, bei Knaben und Mädchen etwa 3 Zentimeter; die Differenz des Durchschnitts, das heißt der durchschnittliche Gewinn im Jahr 1927 gegenüber dem Jahr 1924 beträgt im ganzen in der Größe bis zu 5 Zentimeter, im Gewicht bis zu 1,6 Kilogramm. Seinen methodischen Untersuchungen und der daraus gezogenen Folgerung: daß die Einwirkung der sozialen Umwelt und besonders die Ernährung der Mütter während der Schwangerschaft einen ausschlaggebenden Einfluß auf das Größtenwachstum nicht nur des intrauterinen Fötus sondern, als Spätfolge, auch noch des Schulkinds ausüben, kann *Wolff* eine ergänzende nachdrückliche Unterstützung durch Forschungsergebnisse *Sigismund Pellers* und *Agnes Bluhms* verleihen. *Peller* wies an einem großen statistischen Material aus *Wien* nach, daß Länge und Gewicht der Neugeborenen der Jahre 1917 bis 1919 hinter den entsprechenden Maßen der Friedenszeit zurückgeblieben waren; auf

Grund seiner Berechnungen muß er diese Verringerung der Körpermaße auf den Einfluß der Kriegsernährung zurückführen. Bluhm fand bei ihren tierexperimentellen Untersuchungen an weißen Mäusen eine Korrelation zwischen Geburtsgewicht und Körpergewicht in späteren Lebensabschnitten und zog, ähnlich wie jetzt Wolff, die Schlussfolgerung, daß die intrauterine Wachstumsgeschwindigkeit, wenn auch im ganzen erblich bedingt, doch durch die Umwelteinflüsse der Ernährung in gewissen Grenzen beeinflussbar ist, und daß sich auch noch postnatal weitere Hemmungen zeigen. Untersuchungen, die an Kindern der Einschulungsjahrgänge 1929 bis 1931, das heißt der Geburtsjahre 1922 und 1923, Jahren der schweren Inflationsnöte, ausgeführt wurden, ergeben keine Verschlechterung der Wachstumsentwicklung, was Wolff auf die Selbsthilfe des Individuums (Kleinhaltung der Familie) und die Fürsorge des Staats zurückführt. Die Ergebnisse der methodischen Untersuchung, die zugleich den Versuch machen sollen »das biologisch noch wenig ausgewertete Material des durch die Kriegsernährung an der ganzen Population gesetzten unfreiwilligen Massenexperimentes, das in seinem Umfang alles übertrifft, was jemals im Laboratoriumsversuch reproduziert werden kann, einer statistischen Analyse zuzuführen«, gehen weit über die Bedeutung von Einzeluntersuchungen hinaus. Sie lassen den Wert solcher Arbeiten für die sozialhygienische Beurteilung ganzer Bevölkerungsjahrgänge erkennen und Schlussfolgerungen sozialpolitischer Bedeutung daraus ziehen; sie zeigen, wie dringend notwendig die Aufrechterhaltung der staatlichen Mindestfürsorgemaßnahmen ist, denen nun immer mehr heute der Abbau zu drohen scheint; und sie sind ein stiller, aber überzeugender Mahnruf die Volksgesundheit nicht wieder in ihrem innersten Keim durch die Ungeheuerlichkeit eines Kriegs zu bedrohen.

Filariakrankheit Vor einiger Zeit wurde in der Tagespresse die Nachricht von einer außerordentlich großen Zahl von Erblindungen mexicanischer Arbeiter verbreitet. Sie hat sich glücklicherweise in diesem Maß nicht bestätigt. Es gibt aber in Mexico, besonders in den Staaten Chiapas, Oaxaca und Guerrero, eine vor allem in Kaffeeplantagen sehr verbreitete Krankheit, die mit schweren Augensymptomen einhergeht. Peter Mühlens berichtet darüber in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 24. Juni 1932. Hervorgerufen wird

diese Krankheit durch eine Filariaart, *Onchocerca caecutiens* Brumpt 1919. Sie äußert sich zuerst in fibrösen, meist unter der Kopfhaut gelegenen Tumoren, in denen sich die Filariamuttertiere befinden; die Filarialarven, Mikrofilarien, siedeln im Unterhautgewebe. Diese Mikrofilarien, die sich monatelang lebend erhalten können, werden, wie es die neuesten Forschungen Carlos Hoffmanns in Mexico ergeben haben, durch Stich von Simulien, meist *Eufimulium mooseri* Dampf, von Mensch zu Mensch übertragen. Die Filariakrankheit kann Jahre hindurch harmlos verlaufen, doch dann stellen sich häufig plötzlich Augenerkrankungen ein: Lichtscheu mit Augentränen, Itchende Augenschmerzen, Wolkensehen, Verschlechterung der Sehkraft, ein besonders eigenartiger Glanz der Augen; auch Erblindungen sollen vorgekommen sein. Nach Entfernung der primären Filariaknoten sollen Besserungen auch der Augensymptome beobachtet worden sein, doch wurde bisher noch kein sicheres Heilmittel gegen diese Krankheit gefunden. Auch die Methoden zur Bekämpfung besonders der Simulien (Kriebelmücken, auch Kaffeefliegen, sandfliegen genannt), die eine ganz große Plage und Gefahr für die Kaffeeplantagenarbeiter bedeuten, sind vorläufig noch unvollkommen.

Ausbildung Am 20. Mai wurde im Reichsministerialblatt die seit langem vorbereitete Prüfungsordnung für Ärzte in ihrem vorklinischen Teil bekanntgegeben. Das Phylikum zerfällt künftighin in 2 Teile: die naturwissenschaftliche Prüfung in Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, die frühestens am Ende des 2. Semesters, und den anatomisch-physiologischen Abschnitt mit den Prüfungsfächern Anatomie, Physiologie und, neu hinzugekommen, Physiologische Chemie, der frühestens Ende des 5. Semesters abfolviert werden kann. Sehr verschärft sind die formellen Durchführungsbestimmungen für die Ablegung der Examina. Bestimmte Termine müssen genau eingehalten werden, falls nicht ein ganzes Semester verloren gehen soll. Besonders einschneidend sind aber die neuen Verordnungen über eine Wiederholung der Prüfung, die in vielen Fällen in allen Fächern und stets innerhalb eines vorgeschriebenen Zeitraums und vor dem selben Prüfungsausschuß abgelegt werden muß. Wer bei der ersten Wiederholungsprüfung nicht in allen Fächern besteht, kann nicht nochmals geprüft werden; Ausnahmen gibt es nicht. Doch sind Übergangsbestimmungen für die nächste

Zeit vorgelesen. Durch die neue Prüfungsordnung will man nicht nur das naturwissenschaftliche Denken des Mediziners vertiefen. Man will vor allem auch der außerordentlich starken Überfüllung des medizinischen Studiums entgegenarbeiten, dadurch, daß man bereits in den früheren Semestern höhere Ansprüche an die Intelligenz und das Arbeitspflichtbewußtsein des Studierenden stellt, um die Elemente zu eliminieren, die sich zum Beruf des Arztes nicht zum mindesten deshalb hingezogen fühlen, weil sie glauben, daß ihnen Studium und Examina keine zu großen Schwierigkeiten zu überwinden geben werden.

Die Anzahl der Neumatrikulationen für das medizinische Studium an deutschen Universitäten ist innerhalb der letzten Jahre außerordentlich gestiegen. Es wurden reichsdeutsche Studierende der Medizin im 1. Semester im Studienjahr 1926-1927 2526 gezählt (davon 441 weibliche); 1928-1929 waren es bereits 3915 (769) und 1930-1931 4664 (1086). In Deutschland, Saargebiet und Freie Stadt Danzig inbegriffen, gab es Ende des Jahres 1930 51 739 Ärzte, davon 50 389 berufstätig. Interessant sind die Zahlen, die Gustav Keiser in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 1. Juli 1932 über den Bedarf und den Nachwuchs an Ärzten für die folgenden Jahre schätzungsweise errechnet. Danach haben sich für das Jahr 1931 beide Faktoren noch annähernd gedeckt. Für das Jahr 1934 wird der Bedarf mit 1500 bis 1700 angesetzt, der Nachwuchs mit 2400; 1935 Bedarf 1550 bis 1800, Nachwuchs 3600; 1936 Bedarf 1600 bis 1900, Nachwuchs 4000. Diese Zahlen sprechen durch sich allein für die dringende und ernste Notwendigkeit den Zuzug zu dem Medizinstudium mit allen Mitteln einzudämmen, wenn nicht in wenigen Jahren eine bedenkliche Beschäftigungslosigkeit unter den jungen Ärzten eintreten soll.

**Gemeinver-
ständliche
Schriften**

Der Verlag der Ärztlichen Rundschau in München gibt in seiner Sammlung *Der Arzt als Erzieher* Fachleuten die Möglichkeit in fachgemäßer Weise Verständnis für die Probleme der weitestverbreiteten Krankheiten und für die Fragen der allgemeinen und speziellen Hygiene zu vermitteln. Daß die einzelnen Verfasser wirklich versuchen das Publikum zu medizinischem Denken zu erziehen, zeigt zum Beispiel der Band Franz Schlunks über die *Venenentzündung*. Der Leser muß sich erst in den kunstvollen Aufbau des Blutkreislaufs, in die Gesetze der

Strömung des Bluts, das Wesen der Entzündung hineindenken, ehe ihm die Ursachen und Folgen der eigentlichen Venenentzündung erklärt werden.

Die in der selben Sammlung veröffentlichte Abhandlung Emil Hefses über *Haut- und Haarpflege* enttäuscht, wie das auch im Vorwort gesagt wird, alle diejenigen, die glauben hier etwas über die unnatürliche Verschönerung der Haut zu hören. Das Wertvolle des Buchs ist es, daß es die Pflege der Haut mittels der natürlichen Dinge: Wasser, Bäder, Lebensführung, Diät, Gymnastik, Sport, Freiluftkuren, bespricht, ohne dabei die notwendigen medikamentösen Mittel zu vernachlässigen. Auch der Abschnitt über die kranke Haut und deren Pflege hält sich durchaus in den Grenzen dessen, was jeder ohne weiteres versteht.

Totenliste Am 23. Januar starb in Berlin, in seinem 62. Lebensjahr, der Frauenarzt *Alfred Pinkus*, bekannt durch seine Arbeiten zur Erforschung der Krebskrankheit. Seit 30 Jahren war er Mitglied des von Ernst von Leyden begründeten Zentralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheiten; mit als einer der ersten erkannte er die Heilwirkung des Radiums und Mesothoriums auf diese Erkrankung, und er setzte sich für deren Anwendung als Therapeutikum ein. Er schrieb auch ein populär gehaltenes Büchlein über Krebs, das grade unter der arbeitenden Bevölkerung als Merkblatt sehr stark verbreitet wurde.

Am 25. Januar starb in Berlin, im Alter von 56 Jahren, *Ernst Friedberger*, Direktor des Berliner Forschungsinstituts für Hygiene und Immunitätslehre. Seine bedeutendsten Arbeiten galten den Gebieten der Immunitätsforschung und Anaphylaxie, doch behandelte er auch das Wohnungsproblem, Fragen der Ernährung und Kleidung; ein größeres Buch widmete er der Diphtherie.

Am 23. März starb in München, im Alter von 63 Jahren, *Max Martens*, Leiter der Chirurgischen Abteilung des Krankenhauses Bethanien in Berlin. Er galt als ein besonders geschickter und erfolgreicher Operateur; in letzter Zeit trat er energisch dafür ein bei Sepsis frühzeitige Venenunterbindung vorzunehmen; eine Methode, die manchen schon verloren geglaubten Kranken gerettet hat.

Am 23. März starb in Berlin, im Alter von 58 Jahren, *Moritz Katzenstein*, Chirurg und Dirigierender Arzt am Berliner Krankenhaus Friedrichshain. »Seine Kranken haben ihn geliebt, Wissenschaftler und

Kollegen sein wissenschaftliches Werk über die Mäßen geschätzt und bewundert... Gerade die Forschungen über Gewebe, wie sie Katzenstein ein halbes Leben lang in... wahrhaft genialer Sicht und Überblick zu einem großen System aufbaute, bilden nicht irgendein wissenschaftlich trockenes Spezialgebiet sondern, man möchte fast sagen, eine Philosophie, deren Erkenntnisse in ihren praktischen Auswirkungen noch nicht übersehbar sind.« So Erich Mosse in seinem schönen Nachruf im Berliner Tageblatt vom 1. April 1932. Sein großes Werk über Krebs konnte Katzenstein noch kurz vor seinem Tod beenden.

Am 2. April starb in Berlin, 65 Jahre alt, *Felix Klemperer*, Direktor der Innern Abteilung des Krankenhauses Berlin-Reinickendorf. Seine Arbeiten und Bemühungen galten in der letzten Zeit der Bekämpfung der Tuberkulose.

Am 11. April starb, im Alter von über 87 Jahren, *Hermann Pagenstecher* in Wiesbaden, wo er ein Menschenalter hindurch als Augenarzt von Weltruf gewirkt hat. Er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, unter anderen über die Pathologie des Sehnerven und des Glaskörpers, über ein Verfahren zur Operation der Ptosis, über die Operation des Grauen Stars.

Am 28. April starb in Berlin *Max Rubner*, im Alter von 77 Jahren. Es ist, sagt Otto Kestner in seinem Nachruf, »einer von den ganz Großen auf dem Gebiet der Medizin dahingegangen, einer von denen, die für Jahrzehnte den Weg der Wissenschaft bestimmt haben, einer von denen, die richtunggebend waren für das wissenschaftliche Denken einer ganzen Generation«. Von 1891 bis zu seiner Emeritierung 1924 wirkte er in Berlin, zuerst als Ordinarius für Bakteriologie als Nachfolger Robert Kochs, dann als Ordinarius für Physiologie. Seine Arbeitskraft war bis zuletzt erstaunlich, die Zahl seiner veröffentlichten größeren und kleineren Arbeiten ist gewaltig. Viele Anschauungen, die der heutigen Ärztegeneration selbstverständlich sind, gehen erst auf die Forschungen Rubners zurück; so besonders die Kalorienlehre als Grundlage der Stoffwechselberechnung und Ernährungs-berechnung, die Kenntnis von der verschiedenen biologischen Wertigkeit der Eiweißkörper, die Verknüpfung zwischen Wärmeregulation und Nahrungsaufnahme. In letzter Zeit beschäftigte er sich auch mit der praktischen Hygiene der Bekleidung und mit praktischen Ernährungsfragen. In der Akademie der Wissenschaften war er Ständiger Sekretär.

Kurze Chronik Das tschechoslowakische Justizministerium hat das neue Gesetz über die Abtreibung ausgearbeitet, das den wichtigen und interessanten Pallas enthält, daß ein durch einen Arzt ausgeführter Eingriff auch nicht strafbar ist, »wenn die Schwangere nach der Geburt die Ernährungspflicht gegenüber dem Kinde nicht ohne Bedrohung der eigenen Existenz oder der Existenz einer Person, die sie nach dem Gesetz zu ernähren hat, und die ihr ebenso nahe ist wie das Kind, erfüllen kann«. ◊ An der Universität Hamburg wurde ein Institut für Medizinische Forschung auf dem Gebiet der *Luftfahrt* errichtet. Neben dem Studium der Luft- und Höhenkrankheiten soll es sich auch mit der Prüfung zur Eignung für den Fliegerberuf beschäftigen. ◊ Am 4. Februar wurde *Arthur Nicolaier* 70 Jahre alt. Ihm gelang schon in seiner Studentenzeitalter am Flüggeischen Hygieneinstitut in Göttingen die Entdeckung des Tetanusbazillus, des Erregers des Wundstarrkrampfs, und damit die Einordnung des Tetanus in die Infektionskrankheiten. Er untersuchte später, zusammen mit Wilhelm Ebstein, die Bildung von Harnsteinen, veröffentlichte Arbeiten über steinlösende Mittel, die die Einführung des Urotropins und des Atophans in die Therapie zur Folge hatten.

Literatur In seinem Buch *Männer gegen Tod und Teufel* /Berlin, Paul Neff/ schildert *Rudolf Thiel* wichtige Lebensabschnitte bedeutender Ärzte, angefangen bei Andreas Vesalius, endend bei Ernst von Bergmann. Er tut es in angenehmer literarischer Weise, so daß das Buch sich spannend wie ein Roman liest, versteht es aber doch das Genialische der Persönlichkeit herauszuarbeiten und das vorwärtsweisende Werk des einzelnen in klarem Licht erstehen zu lassen. In der Auswahl zeigt sich freilich eine (wohl unbewußte) nationale Enge; weniger in dem, was gegeben, als in dem, was ausgelassen ist. Wie wäre es anders zu erklären, daß die französische Forschung, die grade auch auf diesem Gebiet Bahnbrechendes geleistet hat, so auffallend übergangen wurde? ◊ Die Lage der *öffentlichen Gesundheitspflege* unter der Einwirkung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse und der Sparmaßnahmen wurde am 3. November 1931 im preußischen Landesgesundheitsrat erörtert. Über diese Verhandlungen liegt jetzt ein sehr wertvoller Bericht vor /Berlin, Richard Schoetz/.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Erzähler

Es gibt noch einige artifi-
sche Schriftsteller, bravou-
röse Erzähler, die famos

mit dem Stil jonglieren können und schon allein dadurch Leser anziehen. Die Spionengeschichte *Alexander Lernet-Holenias* Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen /Berlin, Gustav Kiepenheuer/ ist solches Bravourstück. Scheinbar ganz leicht hingeworfen, graziös, gewürzt. Ein junger Offizier, der sich in Magdtracht einwickelt, um Kundschafterdienste gegen den Feind zu leisten. Dazu polnisches Kolorit, erotische Szenen und Landschaftsromantik.

Wesentlich anders der Roman *Iwan Lukalschs* Moskau in Flammen, deutlich von Oskar von Rieseemann /Berlin, Dietrich Reimer/. Der Exilruffe ist nicht auf Windhundeffekte erpicht wie der österreichische Erzähler. Der Brand Moskaus, der Napoléon aus seinem Europa- Traum aufhetzte, das ist das Thema. Selten wurden diese historischen Bilder so lebendig, so greifbar, so graufig. Die historische Phantasia Lukalschs ist außerordentlich. Es gibt nur ganz wenig schwache Stellen von einer Art über- spitzter Romantik in diesem Buch.

Merkwürdig ist, daß der Italiener, der unter dem Namen *Pittigrilli* schreibt, unbeirrt in Zerstreuungsschriftstellerei glänzen will. Man sollte meinen, daß in einem Land mit so straffer politischer und sozialer Struktur auch die problemstellenden Schriftsteller von den wichtigen Fragen ihrer Heimat berührt würden. Aber der italienischen Belletristik sieht man kaum etwas von solcher Beteiligung an. Höchstens, daß Ekstasen eines imperialistischen Patriotentums sich regen, wie etwa in dem noch immer unermüdlichen d'Annunzio oder in dem Bilderstürmer Marinetti, der die traditionelle Literatur einstmals so gründlich demoliert hat, und der sich heute in Inobitischen Spielereien gefällt. Pittigrilli nun beschäftigt sich mit einer manchmal zierlichen, manchmal gezierten Erotik, und in seinem letzten Buch *Yvette* gibt französische Unterricht /Berlin, Edenverlag/ ist seine einzige Sorge der Nachweis, daß eine gerillene kleine Frau ohne viele Bedenken auch einem klugen Mann den Kopf verdrehen und ihn um seine Ersparnisse bringen kann.

Der Roman *Kalimir Edlchmids* Sport um Gagaly /Wien, Paul Zolnay/ lieft sich deswegen amüfant, weil ein Tourist durch alle fashionablen Orte Europas

zahlreiches Narrentum zusammentrug. Er ist halb Satiriker, halb scharfer Beobachter, er hält die äußere Form für wichtiger als die Seelenregungen. Ein Weltbild ist nicht vorhanden, wohl Ironie und Sinn für das Pittoreske.

Viel energischer im Ablehnen des Nürrischen ist *Heinz Liepmanns* Roman *Der Friede* brach aus /Wien, Phaidonverlag/. Liepmann ist ein sozialer Schriftsteller. Das Spießbürgertum verkroch sich nach dem Ende des Krieges, weil es von den Massen zerquetscht zu werden fürchtete. Das Verständnis für das werktätige Volk stellte sich auch nicht nach dem Umsturz ein. Genug lächerliche Seiten waren in jener "Oberflucht" zu entdecken, die trotz so großer Enttäulchung nichts von ihren Privilegien aufgeben wollte. Das entlarvt Heinz Liepmann.

Dagegen trägt *Hermann Keller* jener Zeitströmung Rechnung, die dem Tragischen ausweicht und zum Idyllischen gelangen möchte. Sein Roman *Mufik* in der Pension /Wien, Paul Zolnay/ sucht darin den Weg zum Erfolg. Das Kellerische Ideal der sozialen Humanität wird nicht abgelegt, doch die ungefälligen, man möchte sagen: die nichtbürgerlichen, Zwecke werden vermieden.

Der erste Roman *Henri Barbulles* *Die Schutzflehenden*, der Roman einer Vorkriegsjugend, erschien, von Stefan Zweig verdeutlicht, im Verlag Rascher & Cie. in Zürich. Barbulle war, als er dieses Buch schrieb, als er es vielmehr zirkelte und tupfte, noch ein Idylliker. Nur die im Schatten stehenden Kreaturen, die Träumer, die zufrieden waren, ohne anzuklagen, gefielen ihm.

Die Naivität des Schriftstellers ist erquickend, jene Naivität, die einer großen unerfütterlichen Gleichgewichtsnatur entsammt. Diese Naivität, die durch stilistische Lauterkeit gesteigert wird, kehrt grade bei französischen Schriftstellern immer wieder. Auch der junge *Jean Giono* gehört zu dieler Familie, in die auch der fromme Francis Jammes hineingeboren wurde. Er erzählt eine realistische Idylle, die ganz einfache Geschichte vom Erstarken der Menschen, die sich dem Dienst am Ackerboden widmen. Der Übersetzer Ferdinand Hardekopf verdeutlichte den französischen Titel *Regain* als *Ernte* /Berlin, S. Fischer/. Das ist richtig gemeint, doch es trifft nicht recht. Allerdings ist dieses Wort *regain* seinem ganz eigentlichen Sinn nach schwer nachzuformen. Man sollte das Buch eher *Der Lohn* nennen; es handelt sich ja um die Belohnung, die dem treuen Bauern zuteil wird.

Solche Unmittelbarkeit der Natur zu erreichen verfluchte auch der Triestiner *Italo Svevo* (der jetzt tot ist). Allerdings wollte er die Natur des Stadtmenschen treffen, der in die Verwirrungen seiner selbst und der Gesellschaft hineingerissen wird. Und er wollte psychologisch mikroskopieren, als ein stilistischer Adept nordischer Erzähler. Sein Roman *Zeno Cosini*, der deutsch im Baseler Rheinverlag erschien, ist eine der bedeutendsten epischen Erscheinungen unserer Zeit. Man wird von diesem Dichter noch ausführlich sprechen müssen.

Im Norden Deutschlands liegt die Insel Sylt. Man wird ergriffen, wenn man ihre Gestalt auch nur auf der Landkarte betrachtet. Es ist die Insel mit den Orten Keitum, Hörnum, Morsum, Braderup, Kampen und dem Land Lilt, die Insel der Heide, die ihresgleichen nicht hat, und deren Schweigen auch die Sommergäfte still macht. Wen diese Insel einmal erfaßt hat, den läßt sie nicht mehr los, und wenn er auch 10, 20 Jahre lang nicht dort hinkommt. Dieses abgeschlossene Stück Erde hat die unendliche Weite des Alls in sich. Das Epos dieser Insel und ihrer Bewohner schrieb *Margarete Boie* in einer Reihe von Romanen, die eine Generationenfolge darstellen (Der Sylter Hahn, Moiken Peter Ohm, Die letzten Sylter Riesen): mit aller Liebe und auch mit der Härte dessen, was sie beschreibt. In ihrem letzten Buch *Dammnbau*, das, wie die anderen, bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erschien, erzählt sie die Geschichte des Eisenbahndammes, der jetzt Sylt mit dem Festland verbindet. Auch Boie kann unsern Schmerz über diesen Eingriff in den Inselkörper nicht beseitigen, so sehr sie sich bemüht ihn als Forderung der neuen Zeit zu rechtfertigen. Ist er das? Der Eingriff geschah, weil der Nationalismus nach dem Weltkrieg die Staaten trennte; in einem Vereinigten Europäischen Kontinent wäre er absurd. Und ist eine Eisenbahn denn heute noch als neuzeitlich anzusehen? Sie wird in wenigen Jahren gegenüber dem Flugzeug als veraltet erkannt werden. Gleichviel, wem Sylt etwas bedeutet, der wird die Bücher *Margarete Boies* richtig lesen, daher sei auf diese Erzählerin aufmerksam gemacht.

Zeitausschnitte Ein ernster Schriftsteller ist *Hans Fallada*, voll von sozialen Erwägungen, voll von politischen Gedanken und Absichten. Ihm steht der Sinn nicht nach bloßer Unterhaltung sondern nach der Problemlösung. Korruption ist ihm widerwärtig, und in-

dem er die Technik der Verflippung von Beltechern und Beltechlichen in seinem Buch *Bauern, Bonzen und Bomben* /Berlin, Ernst Rowohlt/ bloßlegen will, erwirbt er sich ein nicht geringes und durchaus nicht nur literarisches Verdienst. Sein neuer Roman *Kleiner Mann* — was nun? /Berlin, Ernst Rowohlt/ brachte dem Dichter eine nicht gewöhnliche Popularität. (Der Erfolg bewirkte, daß man nun daran geht das Buch zu verfilmen und wahrscheinlich zu vergrößern.) Was die Leser in ihrem Gefühl so berührte, war die Figur der Frau, die von dem Mann Lämmchen genannt wird, und die offenbar die Sehnsüchte vieler Männer unserer Tage in Bewegung setzt. Aber das eigentlich Wahre des Buchs liegt nicht in dieser etwas familienhaften Idylle, die so viel Entzücken erregte; es kommt erst in den letzten Kapiteln zum Vorschein: in dem sozialen Abstieg des Mannes durch die Erwerbslosigkeit. Man kann bei ihm soziologisch nicht von Deklassierung sprechen, da ihm ja nur diejenige Klasse ins Bewußtsein dringt, zu der er ohnehin gehört. Die kurze Szene, in der der kleine Mann, ohne Kragen, von dem Polizisten über die Straße geschubbt wird, zeigt eine Kunst der ganz unpathetischen, um so stärker packenden Andeutung, die von Fallada noch Größeres erhoffen läßt.

Das Schwere, mit der Zeit Verbundene enthält der Generationsroman *Joseph Roths* Zipper und sein Vater /München, Kurt Wolff/. Die besondere Art Roths ist eine verbissene Ironie, ein Zerbröckeln der Banalität im Betrachten des bürgerlich Gesellschaftlichen, ist das Attackieren der durchschnittlichen Behaglichkeit, die ja nur ein Mangel an Verantwortungsgefühl und echtem Empfinden für den Nebenmenschen ist. Das schönste Produkt dieser besondern Rothschen Gemütsverfassung, aber auch dieses halb romantischen und wieder sehr realistischen Stils war das moderne Buch *Hiob* (siehe diese Rundschau, 1930 III Seite 1280). Und ein *Hiob* ist auch der Kleinbürgerproß dieses Buchs, der darunter zu seufzen hat, daß er nicht wie ein normaler Mensch in den großen Haufen der Erdenbewohner eingegliedert werden kann. Es laugt stets am Herzen der Rothschen Menschen, und sie werden zugleich bitter und galgenhumorig. Sehr bekümmert lebt Roth um die Jugend, und er bekennt sich stets zu jenem Geschlecht, das sich von reaktionären Überlieferungen abzuweichen getraut, dann, wenn es gilt die irdische und seelische Existenz zu gestalten.

Frauendichtung In dieser Rundschau wird stets nur die Substanz der Dichtung selber behandelt und nicht, nach bürgerlicher, heute noch vielfach fortwirkender Tradition, zwischen "weiblicher" und "männlicher" Literatur unterschieden. Wenn es im Titel dieses Abschnitts scheinbar doch geschieht, so deshalb, weil diese Bücher von besonderer Frauenart handeln oder sie widerspiegeln (nicht etwa, weil sie von Frauen geschrieben sind).

Die Norwegerin und katholische Dichterin *Sigrid Undset* kann aus dem Born der großen ganz selbstverständlich wirkenden Erzählergabe schöpfen. Harriet Waage /Berlin, Univerfitaſ/ iſt die Geſchichte der Frau, die nicht zu ihrer erotischen Perſönlichkeit gelangen kann, weil Mann und Frau nach den kurzen Zeiten des einander Verſtehens ſtets heimliche Feinde ſind. Dieſer Roman erſchien den Norwegern als ein ſehr kühnes, ſogar unmoralisches Werk. Erſt als der große Erfolg aus Deutschland berichtet wurde, bekehrten ſie ſich auch zu der energiegelichen Frau. *Vigdis-Ljot* und *Vigdis* /Berlin, Bruno Caſſirer/, der Liebesroman aus nordiſcher Urzeit, iſt eigentlich auch nur eine lyphoniſche Variation der ſelben, für *Sigrid Undset* charakteriſtiſchen Erosidee. Die Schwedin *Selma Lagerlöf* iſt verſöhnlicher als *Sigrid Undset*. Doch beide ſchildern die Landſchaft, der ſie entſtammen, ganz ſchlicht und vertraut mit jeder atmophäriſchen geologiſchen Merkwürdigkeit, mit jeder Selbſamkeit der Jahreszeiten.

Die beiden Skandinavinnen gehören nicht zu jenen Dichterinnen, die, wie etwa die oft genialische *Elle Lasker-Schüler*, ſich von Ekſtaſen und auch von Stimmungen nähren. *Lasker-Schüler* vollzieht den großen Verzauberungsprozeß des Myſtikers in ſich. Sie bleibt ganz in den Bezirken, in die ſie ſich einſpinnt. Sie iſt nicht extenſiv, ſucht nicht Landſchaft und Menſchen auf. Jeder einzelne, dem ſie vielleicht doch Geſtalt oder Leben gibt, enthält nichts als einen Abglanz ihrer eignen, ganz beſondern Natur. Sie kann ſich fühlen, ſitzt ſie auf dem Balkon mitten in einer Steinſtadt, als werde ſie auf prächtiger Gondel durch ein Paradies bewegt. Sie findet tropiſche Bilder. Dazu die wahrhafte Treue zu Menſchen, denen ſie Dankbarkeit zollen möchte. Ihr kleines Sammelwerk *Konzert* /Berlin, Ernſt Rowohlts/ enthält Lyrik und Proſa. Eine lyriſche Beichte von ſchönen Stunden, die die Dichterin erlebte. Alles iſt auf ſie ſelbſt reduziert, von ihr ſelber deduziert.

Anthologien Albert Soergel, ſchon erprobt als Anthologiſt deutſcher Lyrik, ſetzt ſeine Bemühungen fort, eine Geduldarbeit, die viel Wiſſen und Einfühlungsfähigkeit erfordert. Für den Verlag Grethlein & Co. in Leipzig hat er unter dem platiſchen Titel *Kritall der Zeit* eine Ausleſe aus der Fülle der deutſchen Lyrik der letzten 50 Jahre zuſammengestellt.

Ähnliches verſucht Otto Heuſchele. Er geht aber in der Sache weiter. Die Allerjüngſten bringt er zum Wort. Seine Sammlung *Junge deutſche Lyrik* erſchien im Verlag Philipp Reclam in Leipzig. Helmut Wocke will auch der produktiven Literaturjugend dienen. Seine Sammlung *Neue Jugend und neue Dichtung* /München, Albert Langen/ iſt gegliedert in einen darſtellenden Teil und repräſentative Textproben. Doch geht ſie nicht bis in die jüngſten Tage hinein. Wocke will die Pfadfinder und Wegweiſer zeigen, die den Jüngſten zum Beiſpiel wurden. Seine Eſſays über Stadler und Binding und Carolla und Burte bezeugen ein geſchmeidiges Gemüt.

Totenliſte Am 16. Oktober 1931 ſtarb in Genf *Paul Birukow*, in ſeinem 71. Lebensjahr. Seine Bekanntheit mit Tolſtoj, die er mit 25 Jahren machte, entſchied ſein Leben und Schaffen. Seine Tolſtojbücher und ſeine Ausgabe der Tolſtojbriefe ſind die wichtigſten Dokumente zur Kenntnis des großen ruſſiſchen Dichters.

Am 17. Oktober ſtarb in Berlin *Georg Engel*, 63 Jahre alt. Er fühlte ſich ſelber als ein bodenſtändiger Schilderer von Oſtſeebauern, die philoſophiſch und kernig das Leben zu zwingen verſuchen. Dann dichtete er auch fürs Theater, und ſeine Stücke wurden populär. Die Schriftſteller, die ſozial leiden, ohne daß Staat und Geſellſchaft von dieſer Niedrigkeit der Produktiven zu energiegelicher Hilfe und Befinnung ſchreiten, verdanken Engel, daß er ſich für ſie einſetzte; im Verband der Erzähler wirkte er organiſatoriſch, und manches junge Talent brachte er an die Öffentlichkeit.

Am 7. November erlag *Thekla Lingen* in Berlin einem längern Leiden. Dieſe Deutſchruffin war eine ungemein anziehende Perſönlichkeit und fand große Sympathie durch ihre Gedichte, die Frauenſchickſal und Frauenleid widerſpiegeln. Anfang Dezember ſtarb *Vachel Lindſay* in ſeiner Heimatſtadt Springfield /Illinois/, im Alter von 52 Jahren. Er war der lyriſche Vertreter des amerikaniſchen Regionalismus, der in den Formen

des Epos die aufklärende und menschliche Tradition Longfellsows fortsetzte und gleich dem genialen Walt Whitman mit seinen Dichtungen vor die Massen trat. Reime, die umzutauschen sind gegen Brot, Rhymes to be traded for bread; so lautete der Titel seines merkwürdigsten Buches. Das war naiv und raffiniert zugleich, ein Gemisch, wie es auf dem Boden Amerikas gedeiht.

Am 9. Dezember starb in München, 69 Jahre alt, *Georg von Ompteda*, der Chronist des deutschen Adels um 1900. Er war einer jener leicht Schreibenden und doch nicht oberflächlichen Erzähler, ein Romanschriftsteller, der durchaus als Träger und Verbreiter literarischer Kultur angesehen werden muß.

Auf seinem Landgut Wuthenow am Ruppiner See starb am 14. Dezember *Walther Harich*, im Alter von 43 Jahren. Er gehörte zu den merkwürdigen Schriftstellererscheinungen dieser Jahre. Sein Roman *Angst* /Berlin, Th. Knaur Nachf./ zerniert den Leser seelisch, so daß er sich einer von ihm als real empfundenen Überrealität nicht entwinden kann. Andere seiner Bücher bleiben scheinbar mehr in der Alltagswirklichkeit. Aber immer steht noch etwas Unfaßbares dahinter. So namentlich in seinem, nach einem aktuellen Fall gestalteten Roman *Primaner* /Berlin, Ullstein/, der ganz psychologisch ist, ohne daß die Analyse selber entschiede. Man kann von einer neuen Romantik sprechen, die modernes Lebensgefühl mythisch erfaßt. Harich stammte aus Königberg, war also Ostpreuße, wie vor mehr als 100 Jahren E. T. A. Hoffmann und wie heute Alfred Brutt. In Ostpreußen vollendet sich die Romantik, die gar nicht schulmäßig ist und weit über die Landesgrenzen hinübergreift. (Nirgends wird Hoffmann wohl besser verstanden als in Frankreich.) Auch der Zeitunterschied macht hier nichts aus. Übrigens hat Harich auch über die Elixiere des Teufels geschrieben und die Dichtungen, Briefe und Tagebücher Hoffmanns herausgegeben.

Am 15. Dezember starb in Weimar *Juliane Karwath*, die Verfasserin eines vielumstrittenen Romans über Annette Drofte-Hülshoff, in ihrem 55. Lebensjahr. Sie war die Tochter eines Polen und einer Ellässerin, in Straßburg geboren. Sie betätigte sich auch als Malerin und Bildhauerin. Sie war eine angesehene Frau unter den Schriftstellerinnen, klug, innerlich organisiert, historisch gebildet, und verband die Freude am Kampf für die Emanzipation der Frau mit nicht geringer literarischer Kultur.

Kurze Chronik Das Dantehaus in Rom letzte für das Jahr 1932 wieder einen Preis in Höhe von 5000 Lire für die schönste Dantestudie aus. ◊ Der Prix de littérature populiste in Höhe von 5000 Francs, auf den Jules Romains zugunsten eines Vertreters der jüngern Generation verzichtet hatte, wurde dem 34jährigen *Jean Pallu* zuerkannt. Pallu ist durch seine Novellenammlung *L'usine* mit Schilderungen aus dem Fabrikarbeiterleben bekannt geworden. ◊ In Prag wurde mit Unterstützung Malaryks von der Brentanogelellschaft ein *Brentanoarchiv* errichtet, das Clemens von Brentanos Nachlaß systematisch geordnet herausgeben will. ◊ Die Geschichte des Düsseldorf *Heinedenkmals*, das nun errichtet wird, weist manchen dunklen Punkt auf. Gewiß, Heine kann ein Denkmal entbehren, aber der europäische Geist kann es nicht, und es spricht nicht für Deutschland, daß sich erst 75 Jahre nach des Tod des Dichters in seiner Geburtsstadt ein Platz für ihn gefunden hat. Noch blamabler ist aber die Art, wie man ihm jetzt das Denkmal setzt. Der Entwurf Georg Kolbes hat mit Heinrich Heine nichts zu schaffen, kann ein beliebiges Monument sein; und daß man ihn wählte, geschah sicher, damit dieses Heinedenkmal nur ja nicht an Heine erinnere. Diese anonyme Feigheit sollte man sich ersparen und lieber schon warten, bis das Dritte Reich vorüber ist.

Literatur Aus dem Nachlaß *Friedrich Gundolfs* erschienen Studien, die unter dem Titel *Romaniker* vereinigt sind /Berlin, Heinrich Keller/. Gundolf, der in seinen Arbeiten über Goethe, Shakelpeare und Julius Caesar das Absolute des objektiven Geistes erreichen wollte, beschäftigt sich hier mit Tieck, Immermann, Drofte-Hülshoff und Mörike. ◊ Hugo Biebers Buch *Goethe im 20. Jahrhundert* /Berlin, Volksverband der Bücherfreunde/ wäre ohne das Vorbild Gundolfs nicht möglich gewesen. Denn auch Bieber versucht der mythischen Persönlichkeit des Genies näher zu kommen als der philologisch faßbaren. Ihm liegt mehr an der Prophezeiung und Seelenausdeutung als an der realistischen Novellistik, die das Dichterleben bietet. (Übrigens hat schon zu Beginn dieses Jahrhunderts Wilhelm Bölsche ein Schriftchen Goethe im 20. Jahrhundert veröffentlicht; es erschien im Akademischen Verlag für soziale Wissenschaften, der damals mit dem Verlag der Sozialistischen Monatshefte verbunden war.)

Bewegungskunst / Ernst Kallai

Kulttanz und Unterhaltungstanz Die für den ersten Augenblick vielleicht befremdliche Verknüpfung des Sakralen und des Profanen im Tanz zu einem Titel für Tanzbetrachtungen hat ihren guten Sinn. Zwischen Tanz als Gottesdienst und Tanz als Amülierdienst am Publikum kann es sehr enge innere Beziehungen geben, bis zur völligen Wesensgemeinschaft der beiden äußerlich so weit und fremd auseinanderliegenden Erscheinungen. Dieser Zusammenhang wird beim Betrachten des Negerfilms Halle-lujah von King Vidor klar. Und er gibt über das, was im modernen europäisch-amerikanischen Ausdruckstanz als kultisch bezeichnet wird, einiges zu denken. In dem genannten Film wird der Gottesdienst einer Gemeinde von Wiedertäufern gezeigt. Es sind Neger aus dem Süden der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie singen ein monotones Kirchenlied, das wie ein ununterbrochen sich wiederholender Kehrreim anzuhören ist, und tanzen dabei, zu dichter Masse zusammengedrängt, im primitiven Gleichtakt, die emporgestreckten Hände zum Gebet verklammert, den gläubigen Blick nach oben gerichtet. Je länger der Tanz dauert, um so leidenschaftlicher werden seine Schritte und Gebärden, um so inbrünstiger, verzückter werden die Mienen. Das Ritual steigert sich zur ekstatischen Rallerei. Viele verfallen in Schreikrämpfe und brechen ohnmächtig zusammen. Dieser Massentanz ist gewiß keine Kunst, aber er offenbart eine derart elementare, zugleich religiöse und tänzerische Befessenheit, daß man sein hemmungsloses Hervorbrechen nur mit vulkanischen Paroxysmen vergleichen kann. Nur deshalb überwältigt er auch so. Man schaudert vor diesen überkochenden chaotischen Abgründen des Bluts in der Menschenkreatur zurück, oder man wird hineingerissen in den Urtaumel der dionysischen Verschmelzung von Geschlecht und Geist, der diese Männer und Frauen zu einem einzigen, unteilbaren, Stampfenden und zuckenden Gemeinschaftskörper vereint. Dieses Stampfen, Zucken ist roh, ist unendlich weit entfernt von der Ausbildung zu differenzierten Kombinationen der Bewegungsrhythmen und -formen, die wir an unseren Tänzern und Tänzerinnen ästhetisch bewundernd genießen. Aber es ist unbewußt, es ist ein Naturgeschehen der primitiven Leib-Seele-Einheit, also unmittelbar und echt. Diese Neger sind in ihrer, durch die christlichen Kultformen der Wiedertäufer nur oberfläch-

lich angefchminkten, immer noch "heidnischen" Art vom Gottesglauben wirklich durchdrungen und befaßt. Die religiösen Erlebnisse einer solchen Gläubigkeit verdichten sich mitten aus jedem Alltag. Sie brauchen keinen Abstand von der Wirklichkeit zu nehmen, sie führen kein abstraktes Sonderdasein der Art wie unsere bewußten Geistesfunktionen in Kunst und Philosophie. Sakrales und Profanes sind dicht mit einander verflochten, ja sie treffen sich in völlig gemeinsamen Quellen und Äußerungen. Auch der religiöse Tanz der schwarzen Wiedertäufer ist von dem Step, den sie bei ihren profanen Vergnügungen, bei einer Hochzeit oder im Wirtshaus, tanzen, kaum zu unterscheiden. Unversehens geraten denn auch 2 halbwüchlige Jungen aus dem eben nur etwas feierlichem Takt der Tanzeremonie in den richtigen Step-rhythmus und werden deshalb von einer Erwachsenen mit ermahndem Blick gestreift. Die kleine Episode läßt auf eine ganz entzückende Weise die arglose naive Gegenwart des Profanen mitten in der tiefsten religiösen Erschütterung der tänzerischen Gottesfeier offenbar werden. Ist es nicht herrlich Gott so in der Nähe zu haben, daß man von einem Besuch bei ihm nur einen Schritt zu machen braucht, und man ist wieder zu Hause, wieder bei sich, beim selben Stepstanz, den man sich selber und, gegebenenfalls, auch einem Varietépublikum zum Vergnügen abzuklappen jederzeit gut und gern bereit ist? Und ist ein Kulttanz, der diesen Namen verdient, der nicht eine Abstraktion sondern das Überfließen eines lebendigen Glaubens ist, anders möglich als in solcher Wesensgemeinschaft mit dem Tanz, der sozusagen auf der Straße liegt, von seinem profanen Pendant nur im Gegenüber und in den Graden der Beseeltheit unterschieden? Aber man versuche doch einmal von unseren angeblich religiösen modernen Weihetänzen zu den Tänzen unserer Profanität, zu einem Foxtrott oder einem Tango oder auch einem Walzer hinüberzuwechseln. Schon die bloße Vorstellung ist grotesk. Es gibt keinen Weg, weder von Mary Wigman zur Tanzdiele, noch umgekehrt; von der Beziehung zur Straße erst recht zu schweigen. Bei den östlichen und südlichen Völkern ist der Tanz allgegenwärtig, sie sind zu jeder Zeit und in jeder Situation bereit in Bewegung zu geraten. In Deutschland hat man wohl eine Marschierseele, aber Tänze brauchen hier besondere Gelegenheit und Inszenierung, um sich in die Glieder zu wagen. Zudem ist die europäisch-amerikanische

Kultur längft entgöttert. Für fie ift Gott höchftens das in feiner Unlösbarkeit tragifch empfundene Problem. Zumeift aber bloß ein Wort, das zur Markierung einer nicht vorhandenen, weil in bewußten Reflexionen aufgelösten Mitte dient, fo wie man im militärischen Friedensmanöver den "Feind" mit weißen oder roten Schleifen markiert. Um diefe fiktive Mitte herum befchreiben die modernen Kulttänze ihre allegorifchen Kreife. Sie wirken um fo gehalten, je mehr fie den Hinweis auf die mangelnde Gottesmitte durch nachgeahmte oder erfundene Zeichen des "Opfers", der "Anbetung" und "Verkündung" forcieren. Dann find ihre vorgeblich tiefbedeutungsvollen Offenbarungen leerer als jede Verpflchttheit des klaffifchen Balletts, das feinen heitern Mufendienst nicht mit Allüren eines Gottesdienstes übte. Selbst die hohe Kunst in den religiöfen Tänzen eines Javaners wie Raden Mas Jodjana (siehe diefe Rundschau, 1930 II Seite 507) ift doch nur fpäter ästhetifcher Abklang einer Glaubenswelt, die einft zur ungeheuren Realität von ihren Göttern, Helden und Dämonen erfüllt war. Aber Jodjana hat eine uralte Tradition zu verkörpern. Wir dagegen machen uns daran kultifche Tanzdramen ohne Tradition lediglich aus einer krampfhaften pathetifchen Überfteigerung begabter Perfönlichkeiten zu fhöpfen. Zu einer Zeit, die in Wahrheit nur noch *einen* Kult kennt: die Selbstvergötterung des Menschen, und zwar des völlig bewußten, geheimnislosen, aktiviftifchen Menschen. Auf diefer Ebene, die glatt und banal und von reflektierten künstlichen Lichtern blendend klar ift wie ein Projektionsfchirm für Lichtbilder, auf diefer Ebene alfo wird eine Gottes- und Dämonengegenwart mit großen Gebärden heraufbeschworen. Bestenfalls von Mary Wigman, schlimmftenfalls von Ted Shawn oder irgendeinem andern ideentanzbefliffenen Angelfachen. Vergeblich. Unsere Ichönften Beschwörungsformeln, unfer erhabenfter tänzerifcher Hokuspokus bleibt falfeh. Bestenfalls eine Tragikomödie, zumeift aber eine Farce der Unzulänglichkeit.

Ballettpantomime

Zu den Zeichen des künstlerifchen Aufschwungs, den die Berliner Städtifche Oper ihrem neuen Intendanten Carl Ebert zu danken hat, gehört die fhöne Aufführung von Igor Strawinskis *Petruschka* (der in Berlin zuletzt, vor 4 Jahren, in der Staatsoper herausgebracht worden war (siehe diefe Rundschau, 1928 I Seite 452)). Die Choreographie Lizzie Maudriks,

von lichterbunten reichbewegten Jahrmaktszenen des Bühnenbilds wirksam unterftützt, brachte quirlendes Leben in das Volksgewimmel. Sie hielt das Ensemble durch ein Zufammenpiel verschiedenfter prägnant geführter Bewegungstypen dauernd im rhythmifchen Wechsel, gab ihm jenes lockere ungezwungene Durcheinander, das zum Jahrmakts und zur Strawinskifchen Mufik gehört. Poffenreißer, Penfionstöchter und Kavaliere, Drehorgelmann und Bettelwaife, Ammen und betrunkene Kutfcher; das alles wurde zu einem plattifch-farbigem Mufiksprudel gemixt, ergoß fich in alle Bühnenwinkel und fhäumte bis zu dem hohen Gerüstwerk von Laufstege, Riefenrädern und -fchaukeln hinauf. Man hatte niemals das Empfinden eine Tanzkulisse zu fehen; Tanz und Mufik waren eins. So sehr eins, daß man bei dem fchnapsfeligen Gestampfe der Kutfcher am liebsten mitgetollt hätte. Von den Soliften war Ruth Abramowifch die richtige Spielerifch-kokette Ballettpuppe. Georg Groke ließ fich von feiner nervöfen, technisch glänzend gefchulten Beweglichkeit wieder zu einer Art fieberhafter Zappelei verleiten, zu diefer Manier, die feine echte Begabung gar nicht nötig hat, um originell zu wirken. Der Kampf zwischen den Rivalen Groke als Petruschka und Edgar Frank als Mauren war hervorragend. Die beiden Tänzer überboten fich förmlich an herrlichen Sprüngen, aalglatten, blitzfchnellen Wendungen. Großartig der Solotanz Franks; feine Gefchmeidigkeit ift der jedes Orientalen gewachsen. Alice Uhlen als Amme und Ludwig Egenlauf als Magifter boten gute Leistungen, ohne indessen befonders hervorzutreten. Ausgezeichnet dagegen Max Otto als Anfager und Poffenreißer; feine kecke Gewandtheit und Pantomimik bleiben in frifcher Erinnerung.

Abftrakter Film Zuweilen trifft man in Trickfilmgrotesken auf Epifoden, in denen das ganze Raumformgefüge der Zeichnung phantastifch-rhythmifche Wandlungen erlebt, unabhängig nicht nur von der Fabel fondern auch von jeder gegenftändlichen Bindung. Aber diefe Epifoden flitzen rafch vorbei, die grotesken Abenteuer und das Publikum verlangen ihr Recht. Ohne Zweifel liegen hier Anfätze einer abftrakten Filmkunst, einer Synthese von Mufik und Bewegungsornament vor. Es fehlt nicht an Geift und Können fie zur vollen Entfaltung zu bringen. Die bedeutenden Kosten der Herftellung und die Unmöglichkeit für folche Formwerke ein ge-

nügend großes Publikum zu finden stehen dieser Entfaltung im Weg. Sonst hätte das Beispiel Viking Eggelings (siehe über ihn die Rundschau Bildende Kunst, 1921 I Seite 467, 1925 Seite 517) schon längst zahlreiche Nachfolger gefunden. Es gibt genügend Maler und Plastiker, denen man Phantasia und auch die Musikalität zutrauen könnte, die eine abstrakte Filmkunst zur Voraussetzung haben muß. Man sehe sich das Heft der in Paris erscheinenden Abstraction-Création an, auf das hier bereits in dem Artikel Zurück zum Ornament (in diesem Band Seite 612) hingewiesen wurde. Die Bewegungsvisionen eines Albert Gleizes, Auguste Herbin oder Frank Kupka scheinen förmlich auf den Moment zu warten, der ihre statischen Fesseln lösen und ihnen auf dem laufenden Filmband die Freiheit bringen würde in den Raum hinauszujagen. Oder man wird in dem Heft unter anderm den Konstruktivisten Nehemia Gabo finden, der schon 1919 bedeutende Ideen und Versuche zu einer kinetischen Raumplastik entwickelt hat, deren Gestaltillusion aus der Bewegung als plastische Raum-Zeit-Einheit hervorgeht. Ladislaus Moholy-Nagy, der ebenfalls zum Kreis der Abstraction-Création gehört, hat ja vor einiger Zeit in Berlin, in der Kamera, sein abstraktes Lichtspiel Schwarz-Weiß vorgeführt. Gleichfalls dort wurde Oskar Fischingers Studie Nummer 12 gezeigt. Eine Arbeit, die man als schönen Fortschritt des Künstlers begrüßen kann, wenn sie auch den nötigen Grad konstruktiver Einbeziehung des Raums in das Gefüge der Bewegungsform noch nicht erreicht hat. Dagegen weiß Fischinger die Verknüpfung seiner Bewegungsornamente mit der Musik sehr eindringlich zu gestalten. Auf diese strukturelle Einheit von Musik und Graphik deutend hat Bernhard Diebold die Studien Fischingers Mußographik genannt. Es ist ein Verdienst der Kamera, daß sie auch das abstrakte Lichtspiel pflegt. Sie sollte gelegentlich auch die Hirschfeld-Macklichen reflektorischen Farblichtspiele vorführen. Ihre Gestaltungen sind Bewegungsphantasien von wundervoll klarer rhythmisch-konstruktiver Spannung und dazu von tiefster Musikalität.

Variété

Vom Maiprogramm des Berliner Wintergartens bleiben besonders die urkomischen Exzentriker und Kaskadeure Bil und Bil und der große Stelzenakt der Junetrosthaften. Das Salto Kopf auf Kopf ist eine Artistenleistung wirklich seltenen Rangs. Im Juni machte man die erfreuliche Be-

kanntschaft mit der glänzenden Hand- und Fußjongleuse Mary Blank; mit John Ohns, der durch die besondere Art seiner Zauberkunststücke den Beinamen Uhrenkönig erworben hat. Die 4 Branzellis sind bedeutende Equilibristen; wenn einer von ihnen den biegsamen Bambusstamm auf der Stirn balanciert, und am oberen Ende der Stange gleichzeitig 2 seiner Kollegen in der Waage schweben, dann hält man den Atem an vor angeltvoller Spannung; ein schwieriger und eleganter Akt. Hertha Romanos paradiert mit einer Gladiatorengruppe von 20 Mann; ihre Darbietungen gipfeln in einer symmetrischen Figurenacrobatik schwersten Kalibers. Ein wundervoller akrobatischer Tänzer ist der Neger Féral Benga. Die Hitze steigt, aber der Wintergarten läßt keine Ermattung merken. Jetzt, im Juli, zeigen die Omanis klassische Akrobatik edlen Stils. Die 3 Favorits, 2 Tänzerinnen und ein Tänzer; elegante Revuekunst. Melvida ist eine Trapezkünstlerin mit Leistungen, die durch ihre Kühnheit und Anmut auffallen. Musik mit schöner Tanz- und Schlangenacrobatik kombiniert: eine Spezialität von Souzette und Cailler. Herrlich das komische Zylinderhutjonglieren von King Repp. Aber den Höhepunkt bilden die 8 Black Streaks, Tänzer und Prachtkerle; ihre Beine steppen, zappeln, stampfen, fliegen solo und gruppenweise in einem Rhythmus, daß uns Hören und Sehen verging.

Totenliste

Am 24. März starb in Berlin Vera Skoronel, noch nicht 26 Jahre alt. Sie hatte zuerst in ihrer Vaterstadt Zürich in der Schule Suzanne Perottets gearbeitet, dann vergebens künstlerische Befriedigung in Loheland gesucht und war mit 16 Jahren eine Schülerin Mary Wigmans geworden. Mit 18 Jahren hatte sie die Stellung einer Ballettmeisterin an den Vereinigten Bühnen Oberhausen-Hamborn-Gladbeck angenommen und war sofort mit Gruppenwerken und Solotänzen hervorgetreten. Nach Auflösung der Tanzgruppe des Dreistädteaters trat sie in die Berliner Trümpfschule ein, und sie schuf sich eine eigne Tanzgruppe, die an besonderen Abenden vor die Öffentlichkeit trat. Bald sprach man von einem "Skoronellstil". Mitten in der Vorbereitung für den Pariser Tanzwettbewerb starb sie nach kurzer schwerer Krankheit. Ihre Tänze waren von klarem plastischen Stil, bemerkenswert durch die konstruktive Strenge der Bewegungsformen und durch das Bemühen diese Formen mit dem Raum zu verbinden.

Kurze Chronik Am 2. und 3. Juli fand in Paris, im Théâtre des Champs Elysées, der internationale

Wettbewerb der Tanzgruppen statt. Es gab in Punktzahlen folgende Wertungen: 1. Preis Kurt Joos mit der Effener Folkwangbühne (1242 Punkte), 2. Preis Rofalie Chladek mit der Truppe Helieraulaxenburg (1084), 3. Preis Maja Lex mit der Münchener Güntherschule (1072), 4. Preis Trudi Schoop und Gruppe (985); den nächsten Platz gewann der Russe Kniafew mit Tänzern des Djagilewballetts wie Woitzikowskij und Slawinkij (972), ihm folgte Oscar Schlemmer mit seinem Triadischen Ballett (786). ◊ In Berlin wurde eine *Gesellschaft für Filmkunde* gegründet. Ihr gehören Persönlichkeiten der Wissenschaft und Volksbildung, der Filmindustrie und Filmkunst, der Behörden und der Presse an. Sie will alle soziologischen und ästhetischen Filmfragen studieren, und zwar in lebendiger Fühlung mit der Filmpraxis. ◊ Der Berliner Balletttänzer *Emil Burwig* konnte am 24. Mai sein 80jähriges Bühnenjubiläum begehen. Er war als 6jähriger Knabe am 24. Mai 1852 in das Ballettkorps der damals Königlichen Oper in Berlin eingetreten und gehörte ihm bis 1903 an. Als Leiter der Marie-Seebach-Schule wirkte Burwig dann noch weitere 20 Jahre im Verband der Staatstheater.

Literatur Das Buch *René Fülöp-Millers Die Phantasiemachine* /Wien, Paul Zsolnay/ ver sucht die wahren Mächte aufzuzeigen, von denen der Film beherrscht wird. Es schildert zunächst die Lebensläufe einiger bekannter Großproduzenten der amerikanischen Filmindustrie, mit der versteckten Folgerung, daß von solchen Selfmademen eben nichts Besseres zu erwarten sei als eine wohlfeile Unterhaltungsindustrie. Sie spekulieren freilich mit Recht auf die geistige Notdurft des modernen Erwerbsmen schen, der nicht weiß, womit er abends seine Zeit totschlagen soll. Die Angst vor den freien Stunden treibt ihn ins Kino. Die Kritik, die Miller am Film übt, entstammt ästhetisch-idealistischen Forderungen. Sie mündet in scheinbar tief sinnige kunstphilosophische Betrachtungen, gebärdet sich sogar recht akademisch mit Zitaten, Namen- und Sachregister. Doch all dies kann nicht über den Charakter des Buchs hinwegtäuschen, das journalistische Gelegenheitsarbeit ist, virtuos geschrieben, aber leicht und eklektisch. Das Buch, das den Film als Unterhaltungsobjekt enthüllt, ist selber nur Unterhaltungsliteratur.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Raketenfahrzeug Die phantastischen Pläne der Weltraumreifen, die nicht nur von Jules Verne erdacht sind, knüpfen heute nicht mehr an Geschütze und Geschosse sondern an den Rückstoßmotor an, dessen bekannteste Vertreterin die Feuerwerksrakete ist. Der Antrieb erfolgt hier durch die mit großer Geschwindigkeit explosionsartig nach rückwärts ausgestoßenen Verbrennungsgase des Pulvers, durch die ein Rückstoß ausgeübt wird, so daß die Rakete selbst in entgegengesetzter Richtung nach vorwärts getrieben wird. Die mit großem Enthusiasmus besonders von Max Valier, Franz Linke und anderen durchgeführten populären Darstellungen des Weltraumfahrzeugs und die wissenschaftliche Begründung des Rückstoßmotors durch F. van Hoefft, Hermann Oberth und andere haben zu dem Gedanken geführt den Rückstoßmotor auch zum Antrieb von irdischen Fahrzeugen auszu nutzen. Einer größeren Öffentlichkeit bekannt geworden sind die Versuche mit dem Raketenautomobil Fritz Opels und dem Strahlantriebwagen Alexander Heylands, durch die die technische Möglichkeit des Rückstoßfahrzeugs erwiesen worden ist. Auf einem andern Blatt steht dagegen die Wirtschaftlichkeit des Rückstoßmotors. Da beginnt die Arbeit des rechnenden Ingenieurs. Das Prinzip des Rückstoßfahrzeugs besteht darin, daß, entgegen der gewollten Fahrtrichtung, eine kleine Masse mit möglichst hoher Geschwindigkeit ausgestoßen wird, um den Antrieb des Fahrzeugs zu bewirken. Der mechanische Vorteil besteht darin, daß dem geringen Fallungsvermögen eines Fahrzeugs an Betriebsstoff Rechnung getragen wird, wenn in dem die kritische Energie eines Körpers bestimmenden Produkt aus halber Masse und dem Quadrat der Geschwindigkeit die Beschleunigung groß und die Masse klein gehalten wird, das heißt, daß eine möglichst große Austrittsgeschwindigkeit des Strahls angestrebt wird. Zur Erreichung dieses Ziels wird in einem explosionsfesten Raum die momentane Verbrennung eines Gemischs aus Brennstoff und Sauerstoff (zum Beispiel Schießpulver, Dynamit, Knallgas) bewirkt, dessen Verbrennungsgase mit höchster Geschwindigkeit ausgestoßen werden. Das Maximum dieser Austrittsgeschwindigkeit ist dann vorhanden, wenn in dem Explosionsraum ein unendlich hoher Druck auftritt; und das Maximum

des Wirkungsgrads des Fahrzeugs tritt dann auf, wenn es eine Fahrgeschwindigkeit annehmen kann, die der Austrittsgeschwindigkeit der Explosionsgase gleich ist. Keine dieser beiden Bedingungen läßt sich bis jetzt in der Praxis erfüllen. Bei den Hochdruckdampfkesseln kann man heute bis allerhöchstens 100 Atmosphären Druck hinaufgehen, bei der Synthese von Stickstoffverbindungen kommt man bis zu 300 Atmosphären. Das sind Größen von recht geringfügigem Betrag angesichts des vorliegenden Problems unendlich hohe Drucke zu erreichen. Die Explosionsgeschwindigkeit hängt von der Zusammenfassung des Treibstoffs ab. Die üblichen Sprengstoffe: Schwarzpulver, Nitrozellulose (Schießbaumwolle), sind durch verhältnismäßig niedrige Werte der Verbrennungswärme gekennzeichnet, sie betragen etwa 1600 bis 1700 Kalorien auf 1 Kilogramm explodierender Stoffe, während bei einem Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff (Knallgas) nahezu 3800 Kalorien frei werden. Bei schießpulverartigen Stoffen kommt man dann, immer unter Voraussetzung unendlich hohen Drucks, zu Strahlgeschwindigkeiten von 3000 Meter in der Sekunde, bei Knallgas zu mehr als 4500 Meter in der Sekunde. In der Praxis kommt man bei ausgeführten Rückstoßversuchen, wo Drucke von 10 bis 20 Atmosphären herrschen, zu höchstens 10% der höchstmöglichen kinetischen Energie des Strahlers und etwa dem 0,3fachen der genannten Austrittsgeschwindigkeiten des Strahls, also zu rund 1000 bis 1500 Meter in der Sekunde. Könnte das Fahrzeug gleichfalls diese Geschwindigkeit annehmen, so würde der höchstmögliche Wirkungsgrad erreicht werden. Bei Fahrzeugen auf der Erde oder in der Erdnähe ist das aber nicht möglich, weil sich der Reibungswiderstand, besonders an der Luft, gleichfalls mit dem Quadrat der Geschwindigkeit erhöht. Man gelangt deshalb auch nur zur maximalen Fahrzeuggeschwindigkeit von 100 Meter in der Sekunde, was immerhin 360 Kilometer in der Stunde entspricht. Diese Geschwindigkeiten sind in unserer Zeit durchaus nichts Überraschendes mehr, da sie mit Flugzeugen bereits erheblich übertroffen und bei Automobilrennfahrten wenigstens erreicht worden sind. Für irdische Verhältnisse weist also der Rückstoßmotor schon in den erreichbaren Geschwindigkeiten keine Überlegenheit über die sonst bekannten Motoren auf, und auch der erreichbare Wirkungsgrad des Gesamtantriebs von 2 bis 3% bewegt sich in der gleichen Größenordnung wie

der anderer Antriebsarten. Dafür treten bei dem Rückstoßmotor besondere und bisher noch nicht überwindbare Schwierigkeiten auf. Da ist einmal die enorme Explosionsgefahr für das ganze Fahrzeug, wie sie sich auch tatsächlich mehrfach bestätigt hat, und dann die Unmöglichkeit die auftretenden Geschwindigkeiten willkürlich zu regeln. Für Beförderung auf der Erde und in Erdnähe, also im Luftraum, werden wir uns also noch einige Jahre mit den bewährten Antriebsmitteln begnügen müssen. Anders dagegen liegt die Sache für unbemannte Fahrzeuge, die zur Erforschung der Erdatmosphäre registrierende Instrumente in möglichst große Höhen befördern sollen. Hier kommt es weder auf besondere Flugstabilität noch auf Lenkbarkeit an. Freilich muß man dann immer noch mit einem glücklichen Zufall rechnen, der die in die Höhe beförderten Meßinstrumente heil in bewohnte Gegenden zurückführt. Die Wahrscheinlichkeit, daß wenigstens von einem oder einigen wenigen Höhenfahrzeugen ein Resultat wieder zur Erde gelangt, steigt mit der Häufung gleichzeitig ausgeführter Experimente; sie ist also nur eine reine Geldfrage. Die technischen Voraussetzungen für die Erreichung außerordentlicher Höhen sind aber schon vorhanden, wenn das Raketenflugzeug so eingerichtet ist, daß eine Reihe auf einander folgender Explosionen automatisch ausgelöst werden kann, wie das bei der Reiherrakete von Oberth anscheinend der Fall ist. Von den in einander geschachtelten Raketen fällt die 1. ab, wenn die mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 100 Meter in der Sekunde ermöglichte Höhe erreicht ist. Dann entzündet sich die 2. Rakete. In dieser Höhe beträgt der Luftwiderstand nur noch einen Bruchteil des Widerstands in Erdhöhe, da die Wirkung der Erdanziehung abgenommen hat, und da sich das Fahrzeug bereits in Bewegung befindet, wird seine Geschwindigkeit bei Entzündung der 3. und 4. Serienrakete ganz beträchtlich höher ausfallen. Das Raketenfahrzeug könnte dann sehr wohl 200 bis 500 Kilometer weit, also über die Stratosphäre der Erde hinaus, aufsteigen, so daß die Angaben der Registrierinstrumente uns ganz neue und überraschende Meldungen von der Natur der Erdatmosphäre zurückbringen könnten. Das wäre ein wissenschaftlicher Gewinn, der schon einigen Geldaufwands wert wäre. Wenn nun auch der Rückstoßmotor für die eigentliche Luftfahrt zunächst nicht in Betracht kommt, so könnte er doch als

Hilfsmittel benutzt werden, um etwa die Lösung schwer belasteter Flugzeuge von der Erde zu beschleunigen. Er würde dann analoge Wirkungen ausüben wie die Katapulteinrichtungen, die beim Aufsteigen der Flugzeuge von Schiffen benutzt werden, nur daß die Leistungen erheblich besser wären. Aber auch bis dahin ist noch viel Kleinarbeit für das Studium der Explosionsvorgänge und die Durchbildung des Rückstoßmotors zu leisten.

Widiawerkzeug Bisher geschah die Formgebung des Glases in der Hauptsache durch Blasen und durch Pressen des flüssigen Glases in Eisentformen. Durch Schleifen wurden nur Verzierungen an Glasgegenständen angebracht und optische Gegenstände hergestellt. Gebrauchsgegenstände der verschiedensten Art in ähnlicher Weise wie Metallgegenstände durch Abdrehen oder Fräsen aus dem festen Glasblock herzustellen war nicht üblich, weil kein geeigneter Werkstoff, abgesehen vom Diamanten, zur Bearbeitung vorhanden war. Erst durch die Schaffung des Widiawerkzeugs ist das möglich geworden. Widia ist Wolframkarbid, das durch Zusammenpressen von pulverförmigem Wolframmetall und fein gepulverter Kohle erzeugt wird. Unter Benutzung eines geeigneten Bindemittels, wie etwa Tragant, wird das Pulvergemisch in Formen gepreßt, und die so geformten Körper werden dann unter hoher Temperatur durch Stromwärme gefirnt. Das so entstehende Werkzeugmaterial kommt der Härte des Diamanten nahe. Auf diese Weise werden Drehwerkzeuge, Fräsköpfe und andere schneidende Werkzeuge hergestellt, mit denen man einen Glasblock in ganz ähnlicher Weise wie einen Metallkörper bearbeiten und verformen kann. Selbst Gewinde lassen sich unmittelbar schneiden. Natürlich ist der Widiawerkzeugstoff auch zur Bearbeitung von Metallen aller Art, selbst von gehärtetem Stahl, geeignet. Besonders für die Bearbeitung von Marmor, Porzellan, Hartgummi, Kunstharzen (Bakeliten), Preßspan, Vulkankfiber, die auf Stahlwerkzeuge eine stark abschleifende Wirkung ausüben, hat sich das Widiawerkzeug gut bewährt.

Haustechnik Die Dinge des täglichen Lebens werden ganz allgemein als unabänderliche Gegebenheiten angesehen, mit deren Launen oder Tücken man sich einfach abzufinden hat. Da ist der Schornstein, der nicht zieht, der Wasserhahn, der rauscht und spritzt, die Kaffeekanne, die an ihrer

Schnauze unabänderlich einen letzten Tropfen festhält, den sie beim Aufrichten auf das saubere Tischtuch entläßt. Kein Wissenschaftler und kein Techniker kümmerte sich um Abhilfe. Auch bei einer Reihe anderer Dinge von größerer Wichtigkeit, wie der Verforgung mit warmem Wasser für Haushalt und Bad, der Beseitigung des Staubes, der Vermeidung des lästigen Treppensteigens, der Erleichterung der großen Wäsche, sind erst in der vorletzten Generation Lösungen angestrebt und erreicht worden. Wegen der großen Aufgaben, vor die Wissenschaft und Technik gegen Ende des 19. Jahrhunderts gestellt waren, übernahm oder mißachtete man eben die Bedeutung, die auch den Kleinigkeiten zukommt. Erst in unserer Zeit hat sich hier eine Wandlung vollzogen, und die Haustechnik ist als ein recht interessantes Forschungsgebiet erkannt worden.

So lieferte das Junker'sche Kalorimeter zur Bestimmung des Heizwerts von Gasen die Anregung zur Konstruktion von Gasbadeöfen und von Heißwasserbereitern aller Art. Das Studium der Peroxyde und Peralze (Wasserstoffsuperoxyd, Natriumperborat und so weiter), die als Bleich- und Waschmittel höherer Ordnung steigende Bedeutung gewannen, lenkte die Aufmerksamkeit auch auf die Vorgänge bei den alten Waschmethoden mit Seife und die entscheidende Rolle, die hierbei der Seifenchaum spielt, wodurch dann auch die Möglichkeit zur Ausbildung billiger und leistungsfähiger Hauswaschmaschinen gegeben war. Der spaßhaften Methode unserer Mütter und Großmütter durch Klopfen, Bürsten und Federwedel den Staub aufzuwirbeln, damit er sich an anderen Stellen wieder niederschlage, machten die Staubsauger sehr energisch ein Ende; freilich war das erst möglich, als billige Elektromotoren und weitgehende zentrale Elektrizitätsverforgung vorhanden waren. Der Elektromotor ist es auch, der in unseren Tagen immer mehr zum stets arbeitsbereiten Heinzelmännchen wird, und der zum Beispiel erst den automatisch gesteuerten Fahrstuhl ermöglichte.

Aber auch die oben erwähnten Kleinigkeiten büßten unter dem Einfluß der Forschung ganz ihr tückisches Gebaren ein. Die Strömungslehre, die von den modernen Verkehrsmitteln dem Dampfschiff, dem Automobil, dem Flugzeug, gradezu herausgefordert war die Bedingungen für den wirtschaftlichsten Wirkungsgrad zu erhellen, hat nicht nur diesen geholfen sondern auch ganz entfernt liegende Gebiete befruchtet.

So hat unter anderm die altehrwürdige Windmühle, die von vielen als reines Museumsstück betrachtet wird, eine Neugeburt erlebt. Der größte Nachteil der Windmühle besteht darin, daß sie erst bei einer Windgeschwindigkeit von $3\frac{1}{4}$ Meter in der Sekunde anläuft, und daß diese Windgeschwindigkeit nur in der Hälfte der Zeit eines ganzen Jahres vorhanden ist. Durch die Einführung von Repellern, Stromlinigen Flügeln nach Kurt Bilau, und auch schon durch den Anbau Stromliniger Anblaskanten an vorhandene Flügel ließ es sich ermöglichen bereits mit einer Windgeschwindigkeit von 1,8 Meter in der Sekunde gute Mählarbeit zu leisten und ihr neue Anwendungsmöglichkeiten in Siedlungshäusern, Hof und Garten zu erschließen.

Ein weiteres Beispiel für die Verbesserung der Haustechnik durch die Erforschung der Strömungsgesetze bietet der unentbehrliche Schornstein. Sein Bau am Haus richtete sich bisher nach einigen wenigen Erfahrungsregeln und nach den ästhetischen Gesichtspunkten des Architekten. Kein Wunder, daß er dann recht häufig nicht zieht, daß er bei starker Belohnung den Ofenrauch in die Zimmer anstatt in die freie Luft entläßt, oder daß sich die Rauchschwaden durch die Gassen wälzen. Nachdem es gelungen ist die Strömungslinien der Luft photographisch festzuhalten, lassen sich aus ihnen dann auch sofort praktische Regeln für die richtige Schornsteinhöhe und seine zweckmäßigste Stellung auf dem Dach ermitteln.

Obwohl die Strömungsgesetze von den planmäßigen Versuchen mit bewegten Gegenständen in ruhigem oder mit selten Gegenständen in bewegtem Wasser ausgingen, hat die Wasserverforgung des Hauses hiervon bisher wenig Nutzen gezogen. Der Wasserhahn hat seine Konstruktion und seine Form seit 1848 kaum verändert, und die Hauswasserleitung bevorzugt noch heute die Bewohner der unteren Etagen. Erst seit ganz kurzer Zeit hat sich die planmäßige Forschung auch diesen Fragen zugewandt. Das Ergebnis sind Regeln für den Bau von Hauswasserleitungen, die der Verein Deutscher Ingenieure gemeinsam mit den Berliner Wasserwerken aufstellte. Daß der neue Wasserhahn, der das Wasser geräuschlos und im geschlossenen Strahl austreten läßt, besser ist als der alte, der spritzt und rauscht, merkt jeder sofort. Der Grund liegt darin, daß bei dem Hahn jetzt durch besondere Formgebung der Strömungsquerschnitte die Druckenergie geräuschlos durch Reibung aufgenommen wird.

Und schließlich die gute alte Kaffeekanne. Auch sie zeigt, daß durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auch ihre Mucken zu beseitigen sind. Zunächst wurde der Tropfen an der Schnauze als unabänderliche Notwendigkeit hingenommen, dann versuchte man dem Übel durch mehr oder weniger appetitliche "Tropfenfänger" zu steuern, die aber doch nur einen technischen Umweg darstellten, und von denen sich auch nur ein einziger, der in die Schnauze gefleckte gebogene Metalldraht, bewährt hat. Dann endlich wagte man es an die Kaffeekanne selbst heranzugehen und ihre durch die Tradition geheiligte Form zweckmäßig zu ändern. Bei den Metallkannen gelang auch die Lösung der Aufgabe in sehr einfacher Weise, indem man die Schnauze ganz spitz auszog; bei Porzellankannen ist diese Art der Lösung kaum durchführbar. Welcher Kaffeeverständige aber läßt sich dieses edle Getränk in einer Metallkanne servieren? Daher kam man zu einer andern Lösung. In der Unterseite der Schnauze wird in einer hier angeordneten Verdickung eine Bohrung angebracht, die in eine Rille innerhalb der Schnauze endigt. Der Tropfen, der beim Ausgießen an der Mündung hängen bleibt, sinkt beim Aufrichten der Kanne sofort herab und wird durch Kapillaritätswirkung der feinen Bohrung in die Kanne zurückgelaugt. Im Grund bietet also auch die Hauswirtschaft eine Reihe lockender Probleme für den nachdenklichen Techniker.

Gedenktage Eine der größten technischen Leistungen, der Bau des *Gotthardtunnels*, wurde vor 50 Jahren, nach 10jähriger Arbeit, vollendet. Der 15 Kilometer lange Tunnel war damals der längste der Welt. Der geniale Erbauer dieses Tunnelwegs, Jules Favre, hatte die Vollendung seines Werks leider nicht mehr erlebt. Vor 50 Jahren fand in München die erste *Elektrizitätsausstellung* statt. Bemerkenswert war die Ausstellung durch die Vorführung eines elektrisch beleuchteten Theaters und durch die Energieübertragung auf größere Entfernung, die von Marcel Deprez, dem Erfinder der elektrischen Drehpulmeßinstrumente, zwischen Miesbach und München (60 Kilometer) durchgeführt worden war. Da zur Energieübertragung ein einfacher Telegraphendraht benutzt worden war, und die erzeugte Maschinenpannung nur rund 1400 Volt betrug, so ist der erzielte mechanische Wirkungsgrad von 26% eine recht bemerkenswerte Leistung gewesen.

Totenliste

Der außerordentliche Professor der Chemie an der Berliner Technischen Hochschule **Ernst Börnlein** starb am 21. Februar in Berlin, im Alter von 77 Jahren. Er ist durch eine Einführung in die Chemie und Technologie der Brennstoffe sowie durch seine Beiträge für Sammelwerke, zum Beispiel für Dammers Lexikon der Verfälschungen und für die Chemische Technologie, bekannt geworden. Eine Zeitlang gab er auch die Zeitschrift Die Farbenindustrie heraus.

Der Gründer der Adlerwerke **Heinrich Kleyer** starb am 9. Mai in Frankfurt, in seinem 80. Lebensjahr. Die Zelle seines jetzt weltbekannten Unternehmens bildete eine Maschinen- und Velocipedhandlung, die er 1880 in seiner Vaterstadt Frankfurt errichtete. Er hat sich um die Entwicklung und Ausbreitung des Fahrrads große Verdienste erworben. Als das 100 000. Fahrrad gebaut war, gingen die Adlerwerke 1898 an die Produktion von Schreibmaschinen, und die Adlermaschine ist heute als eine der besten deutschen Schreibmaschinen anerkannt. Außerdem erzeugten die Werke auch Benzinmotordreiräder, und zuletzt gliederten sie dem Unternehmen eine Automobilbauabteilung an.

Kurze Chronik Es ist der Plan aufgetaucht in *Breslau* die Universität und die Technische Hochschule zu einer gemeinsamen Studienanstalt zu vereinigen. Eine große Anzahl maßgebender technischer und technisch-wissenschaftlicher Vereine hat in einer Delegiertenversammlung am 26. Mai im Ingenieurhaus in Berlin einhellig die Ansicht ausgesprochen, daß alle Bestrebungen lebhaft zu fördern seien, die darauf abzielen die »Geisteshaltung« des deutschen Volks einheitlich zu gestalten. In der Hoffnung, »daß dieses Ziel durch die geplante Vereinigung von Technischer Hochschule und Universität Breslau gefördert werden kann, begrüßen sie den Zusammenchluß«. ◊ Die in dieser Rundschau (1932 I Seite 479) beschriebene Zähleinrichtung mittels *lichtelektrischer Zelle* wird neuerdings auch zum Zeitnehmen bei Rennveranstaltungen (Automobilrennen) benutzt. ◊ In Polchiavo im Veltin an der Berninabahn ist mit der Ausbeutung eines hochwertigen *farbigen Marmors* begonnen worden. ◊ Am 27. Mai wurde in Dresden die *längste geschweißte Straßenbrücke* Europas dem Verkehr übergeben. Die Brücke ist 315 Meter lang; die Gewichtserparnis durch Schweißung beträgt 15%.

Literatur

In der *Weite-Welt-Bücherei* /Stuttgart, Franckh/ ließ **Hanns Günther** (W. de Haas) unter dem Titel *In 100 Jahren eine Abhandlung über die künftige Energieversorgung der Welt* erscheinen, die in mehrfacher Hinsicht interessant und wichtig ist. Von der Feststellung ausgehend, daß die Kohlenvorräte der Erde, auf die unsere gegenwärtige Kultur basiert ist, in absehbarer Zeit erschöpft, dafür aber die Ansprüche an ausnutzbare Energien noch gewaltig gestiegen sein müssen, wirft der Verfasser die Frage auf, ob und wie das Dilemma gelöst werden könne. Er führt eine ganze Reihe von Lösungsmöglichkeiten an: Die Strömung des Atlantischen Ozeans nach dem Mittelmeer würde bei dessen Ablenkung um 200 Meter gut 160 Millionen Pferdestärken liefern. In der Palästinasenke steht ein Gefälle von rund 400 Meter zur Verfügung, unter Ausnutzung der Verdampfung durch die Sonnenwärme im Toten Meer könnten mit geringen Mitteln 20 000 Pferdestärken gewonnen werden. An zahlreichen anderen Stellen der Erde liegen ähnliche Verhältnisse vor. Die Wellenbewegung sowie Ebbe und Flut stellen ungeheure und unerföpflich Energievorräte dar, die trotz den enorm hohen Ausbaurkosten im Bedarfsfall ausgenutzt werden können. Die zur Verfügung stehenden technischen Mittel gestatten es auch die Windkraft nutzbar zu machen, die gleichfalls einen unvorstellbar großen Energieschatz darstellt. Die Ausnutzung des Wärmegefälles der tropischen Meere, das rund 20° beträgt, ist nach den Berechnungen und Claudelchen Versuchen durchaus möglich. Das gleiche gilt für die Ausnutzung des Wärmegefälles in den arktischen Meeren. Beide Erscheinungen beruhen darauf, daß Wasser von 4° die größte Dichte hat, und sowohl wärmeres Wasser als auch kälteres (Eis) sich über dem dichteren schichtet. Auch die Ausnutzung der Erdwärme, wie sie mit Erfolg bei den Fumarolen in Larderello geschieht und im Tal der Zehntausend Dämpfe (in Alaska), dem größten Fumarolenfeld der Erde, geplant wird, vermag in kommenden Zeiten über den Abbau der Kohlenlager zu trösten. Und schließlich dürften wir in 100 Jahren so weit sein die Atomzertrümmerung, bei der die gewaltigsten Energien frei werden, nach Bedarf zu lenken. Alle diese Probleme werden dem Leser in der anschaulichen Form, in der Günther ein Meister ist, nahegebracht. Bei der kritischen Würdigung verlieren sie das ihnen sonst anhaftende phantastische Moment.